P.o.germ.
1040
n-2

P.o. germ. 1040 n -2
Paegnia

<36634786550011

<36634786550011

Bayer. Staatsbibliothek

Pägnia.

Ein Buch zur Unterhaltung.

Zweyte Sammlung.

Leipzig,
bey Carl Friederich Schneidern.
1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Geschichte der Renata Corbeau,

nach einem französischen Original. *)

Von je her war das Eifern über die Unbeständigkeit der Liebhaber die Sache des andern Geschlechts. Nicht selten ist auch diese Klage gerecht; nur giebt es wenig Mittel, jener Schwachheit der Männer zu hülfe zu kommen. Man pflegt die

 Liebe

*) Wo dieses Original stehet, daran ist dem Leser, welchem die Geschichte selbst gefällt, wenig oder nichts gelegen. Dem Renzensenten mag ich durch Angebung der Quelle, nicht um die Gelegenheit bringen, seine Belesenheit zu zeigen. Genug, wenn ich gestehe, daß sie nicht mir zugehöret, und daß ich sie bloß in einem lesbarem Tone, mit wenigen Veränderungen vorgetragen habe.

Th.

Liebe insgemein mit der Zauberey zu vergleichen; und warum? — Im Rausche derselben, betet man die Geliebte wie eine Gottheit an, und Verachtung ist doch oft ihr Looß, so bald die Bezauberung durch den Genuß verschwunden ist. In Ruchlosigkeit aber gehet dann jene Schwachheit über, wenn der Liebhaber sein trautes Liebchen durch Heyraths-Versprechungen verführt, und mit seinem Ehrenwort ein muthwilliges Spielwerk getrieben hat. In alten Zeiten wurde eine solche Untreue oft mit dem Leben bestraft: denn man hielt den Verlust der weiblichen Tugend für unersezlich. Welche Schadloshaltung, glaubte man, könne wohl den Schandfleck auslöschen, womit die Ehre eines jungen Frauenzimmers gebrandtmarkt wird, das man auf diese Art hintergangen hat? — heut zu Tage verfährt man zwar toleranter hierinnen; aber vor dem Richterstuhle des Gewissens schützen uns doch die Begnadigungen der Welt nicht.

Ein junges Frauenzimmer, dessen Geschichte uns jezt eine kurze Unterhaltung

ver-

verschaffen soll, würde unfehlbar dasselbe traurige Schicksal erlitten haben, hätte sich ihr Verstand nicht mit ihrer Liebe verbunden, das Unglück noch von sich abzuwenden.

Unter der Regierung Heinrichs des vierten in Frankreich, kam ein junger Edelmann, Franz de Vernoy, aus der Normandie gebürtig, nach Angers auf die Universität, um die Rechte zu studieren. Aber Renata Corbeau eines dasigen Bürgers Tochter fesselte seine Aufmerksamkeit mehr, als die Hörsääle der Gelehrten. Sie war eins der vollkommensten Frauenzimmer ihrer Zeit, jung, schön, geistreich, und vortreflich erzogen. Nur ein einziger Fehler verdunkelte, in den Augen der Welt all' diese herrlichen Eigenschaften unsrer Renata; sie war arm; ihre Eltern musten beynahe von der Arbeit ihrer Hände leben.

Der Philosoph macht jedoch wenig aus diesem Fehler, und noch wenig, der Verliebte. Was geht mich ihre Armuth

 an?

an? dachte Vernoy — bin ich doch selbst reich genug? — und — was hat überhaupt die Liebe mit dem Reichthum zu thun? — die Flamme seiner Leidenschaft griff sehr geschwind, und mit verzehrender Wuth um sich. Renata Corbeau war täglich und stündlich der Gegenstand seiner Imagination, und — allein die Seele seiner Seele.

Lange blieben auch seine brennenden Wünsche nicht unerfüllet. Er wuste sich bald in dem Hauße ihrer Eltern bekannt zu machen, und eben so geschwind erwarb er sich auch die Gunst seiner Göttin. Er war schön, unternehmend, reich, brilliant; wie konnte sie wohl seinen Reizen widerstehen? Bald kettete sich Liebe an Liebe; je länger je heftiger wurde die Leidenschaft beyder Verliebten. Vernoy verlor sich in seinen Entzückungen, und — im Rausche seiner verliebten Trunkenheit versprach er Renaten die Heirath. Er stellte ihr so gar ein schriftliches Versprechen darüber aus.

Wer kennet nicht die Macht eines dergleichen Versprechens über das Herz eines Mädchens? was konnte der Tugend unsrer Renata wohl gefährlicher werden, als der glänzende Traum, bald zum Range einer großen und reichen Frau empor sich zu schwingen? und wie leicht mußte es dann nicht ihrem taumelnden Liebhaber werden, über ihre Tugend zu siegen? — sie vergaß sich in ihren Entzückungen, und gab ihm das Kleinod hin, das doch ihr einziger und größter Schatz hätte bleiben sollen. So zernichten Eitelkeit und Liebe oft in einem Augenblick das Werk so mancher Jahre, das Gebäude der weiblichen Tugend; eine kleine Nachläßigkeit nur in Bewachung derselben stürzet sie dahin.

Renata wurde schwanger. Ihr Zustand drohte sichtbar zu werden. Sie sahe sich also genöthiget, ihn ihrer Mutter zu entdecken. Diese hinterbrachte die Sache dem Vater. Man bestrafte die Unbesonnenheit des Mädchens mit einem tüchtigen Verweise; aber, da hierdurch

 doch

doch die Sache nicht zu ändern war, so berathschlagte man sich über die besten Mittel den Fehler, wo möglich, wieder gut zu machen.

Das Resultat fiel endlich dahin aus, eine Lustreise auf ein Landhauß vorzugeben, und Renaten indessen allein zu lassen. Sie hingegen sollte hernach ihren Liebhaber zu sich bestellen, und dann wollten die Eltern zu einer bestimmten Stunde unvermuthet auftreten, und den jungen Herrn in den Armen des Mädchens zu überraschen.

Wie verabredet, so geschehen. Verney schwelgte am Busen seines Mädchens. Nur die sanften Ergießungen der Liebe beschäftigten seine Seele; wie heftig erschreckte ihn daher nicht die plözliche Erscheinung des erzürnten Vaters, und der auf ihn einstürmenden Mutter? — er war kleinmüthig, und von Furcht hingerissen, als die Eltern seines Mädchens ihm die Verführung ihrer Tochter, in den bittersten Ausdrücken vorwarfen, und

auf

auf der Stelle Genugthuung verlangten. In dieser unangenehmen Lage that er denn die Erklärung: „sie möchten sich nur wegen des Vorfalls, wozu ihn, und Renaten die Liebe verleitet hätte, keine Sorge machen. Er hätte allerdings redliche Absichten; seine Sache wär' es nicht, seinen Sieg über Renatens Unschuld zum Mährchen aller Welt zu machen; kurz, er sey bereit, sie zu heirathen. —

Izt faßten Vater und Mutter wieder frischen Muth.

„Ja! das ist alles ganz gut, mein Herr! antwortete der erstere,

„aber — werden Sie auch Wort halten? — kurz, Sie können uns eher nicht von der Ernstlichkeit Ihres Vorhabens überzeugen, als bis Sie hier auf der Stelle den Heirathscontract mit meiner Tochter aufrichten.

Was sollte Vernoy thun? er war in gefangener Hand; überdieß waren seine Absichten würklich redlich; die Liebe begün-

begünstigte den Vorschlag der Eltern; — er willigte ein, und Renatens Lippen drückten das Siegel auf sein Wort. Der Notarius war schon bestellt; auf den ersten Wink erschien er; das Instrument wurde gemacht, und — ohne Bedenken von Vernoy unterschrieben. Auf ewig ergaben sich beyde Verliebte einander, und — den Tag darauf sollte die priesterliche Einsegnung erfolgen.

Allein — wer kennet nicht die Veränderlichkeit des menschlichen Herzens? — Wer weiß nicht, daß man oft das Guth, das man erst mit der brennendsten Sehnsucht wünschte, nicht mehr schäzt, sobald uns würklich der Besiz, desselben vergönnet wird? — So gieng es auch unserm Bräutigam. Kaum hatt' er sich zur Heirath mit seiner so innigst geliebten Renata verbunden, so erschien sie in seinen Augen lange nicht mehr so reizend, als vorher. Dahin waren ihm fast all' ihre vortreflichen Eigenschaften entschwunden. Es fieng ihm an zu reuen, daß er sich so fest an sie hatte binden lassen; er verwünschte

wünschte sein Schicksal, und — begann allmählig auf Mittel zu seiner Befreyung zu denken.

Nachdem er alles hin und her überlegt hatte, schien ihm doch der beste Rath der zu seyn, daß er seine Geliebte heimlich verließ. Er that es einige Tage nach jener feyerlichen Verbindung auch würklich, und reißte nach Hauße zu seinem Vater. Dieser war nun ein überaus eigennütziger, stolzer, und auffahrender Mann. Kaum hatte ihn also Vernoy seine Geschichte erzehlet, so gerieth er darüber in eine ganz wüthende Rage.

„Wie? rief er,

„einer solchen Betteldirne hast du die Ehe versprochen? einem bloßen Bürgermädchen — einer Hure von dir? — pfui! schäme dich! — mit einigen hundert Livres hättest du sie loß werden können, und du hast dich so übertölpeln lassen? du Schwachkopf! —

„Aber das Mädchen besizt die glänzendsten Eigenschaften —

„Eigen-

„Eigenschaften? — glänzende? — du bist ein Narr! — Gold und Silber glänzt; weiter nichts. Hat sie das? —

„Leider freylich nicht; aber —

„Aber — aber — alles übrige ist nicht werth, daß man ein Wort darüber verliert. Es ist gut, daß du hier bist. Du sollst sie nicht nehmen!

„Izt bin ich's selbst nicht Willens, lieber Vater, ich bin von meiner Schwachheit ziemlich zurückgekommen. Aber — wer bürgt mir dafür, daß meine erste Liebe nicht wieder aufwacht? und dann — wer kann für sein Herz stehen? —

„Nimmermehr — nimmermehr sollst du sie heirathen! — ich will nicht, — dein Vater will nicht.

„Wenn man mich aber auf meinen Heiraths-Kontract verklagt — wie dann? — muß ich ihn nicht erfüllen? —

Diesen Einwurf fühlte der Alte in seiner ganzen Stärke: denn nach den Gesetzen müsste Vernoy seinen Kontract erfüllen. Er besann sich einige Minuten, dann sagte er:

„Geh"

„Geh' in ein Kloster! werd' ein Geistlicher! — denn kann dich niemand zur Heirath zwingen.

Dem Sohne gefiel dieser Vorschlag nicht übel: denn es war beynahe das einzige Mittel, der Heirath mit Renaten zu entgehen. Er überdachte ihn einige Tage, und — entweder er handelte blindlings nach den Willen seines Vaters, oder er folgte seinen eigenen Empfindungen, kurz er gieng würklich in ein Kloster, und widmete sich dem geistlichen Stande.

Man kann sich vorstellen, was die unglückliche Renata dabey empfinden muste, als sie diese niederschmetternde Nachricht erfuhr. Liebe, Schmerz und Zorn bemächtigten sich ihrer ganzen Seele. Sie konnte ihn nicht vergessen den Ungetreuen, der sie geschändet hatte, und doch hatte sie alle Ursache, ihn zu hassen, und zu verabscheuen. Ein schwerer Kampf begann in ihren Herzen zwischen Haß und Liebe, Verachtung und Zärtlichkeit. Doch — die Liebe behielt endlich die Oberhand,

und

und sie wünschte von ganzer Seele den Untreuen wieder in ihre Arme aufnehmen zu können.

Ihr Vater dachte aber etwas reeller über die Sache. Die Entehrung seiner Tochter entflammte ihn zur Rache; er dürstete nach Genugthuung, und handelte dann ganz gegen die Empfindungen von Renatens gutherziger Seele. Kurz, er erhob zu Angers einen Proceß gegen den jungen Vernoy, und betrieb ihn mit allem Eifer eines erzürnten, hartbeleidigten Vaters. Man erkannte von Seiten der Obrigkeit darauf, daß Vernoy gefänglich eingezogen werden sollte. Wider diesen Ausspruch aber appellirte der junge Mensch an das Obergericht des Parlements zu Paris, und hier wurde der Proceß fortgesezt.

Der damalige President des Parlements hieß Herr Villeroy; er war ein strenger, Gerechtigkeitliebender Mann. Eben so, wie er, dachten auch die meisten der Parlamentsräthe. Vor ihren

Augen

Augen erschien das Verfahren des jungen Vernoy in einem so verhaßten, verabscheuungswürdigen Lichte, daß sie ihn der schäfften Züchtigung für werth hielten. Abscheulich kam es ihnen vor, daß er sich sogar zum Priester hatte weihen lassen, blos um ein Eheversprechen nicht halten zu dürfen, das er einer von ihm selbst entehrten Person gethan hatte. Ein so schändlicher Mißbrauch der Religion und der Kirchengeseze muste in ihren Augen mit dem Leben bestrafet werden, um andern dergleichen ruchlosen Uebertretern göttlicher und menschlicher Rechte ein auffallendes Beyspiel zur Warnung zu geben.

Vernoy wurde also zur Enthauptung verdammt, im Fall er Renaten Corbeau nicht noch heirathen würde. Man brachte ihn aus dem Gefängnisse, wohin man ihn aus dem Kloster geholet hatte, vor seine Richter, und eröfnete ihm dieses Urtheil. Er muste so fort seine Erklärung darauf thun. Schrecken, und Angst zertrümmerte seine Seele. Seine Liebe zu

Renaten

Renaten war wieder aufgewacht; gern hätt' er ihr izt seine Hand gegeben, und ihr alles Unrecht vergütet, wenn es dazu noch Zeit gewesen wäre; allein sein Gelübde band ihn an den ehelosen Stand, er konnte nun nicht mehr heirathen, da er einmal Priester geworden war. In Schmerz und Verzweiflung stürzte ihn dieser Gedanke dahin; aber gleichwohl war die Sache nun nicht mehr zu ändern. Er fiel nieder vor die Füsse seiner Richter, und sprach mit bebender Stimme:

„Ich erkenne, daß ich unmenschlich an meiner Geliebten gehandelt habe, ich bereue mein Verbrechen mit innerster Wehmuth der Seele, ich bin der Strafe werth, die Sie mir zugesprochen haben. Aber — ich kann mich Ihrer Gnade nicht theilhaftig machen, ich kann Renaten das nicht wieder geben, was ich ihr geraubt habe. Sie kennen die Geseze des Priesterstandes; ich habe mich diesem Stande gewidmet, ich kann nicht mehr zurücktreten, und — ich kann Renaten nun nicht mehr heirathen.

Hier

Hier zerfloß er fast in Thränen und dann unterwarf er sich dem ferneren Ausspruch seiner Richter. Man verordnete also, daß die Hinrichtung in einigen Tagen vollzogen werden sollte.

Renata Corbeau befand sich mit ihrem Vater noch in Paris, als dieses Urtheil gesprochen wurde. Der leztere vernahm es mit der Zufriedenheit eines Beleidigten, welchem durch die Bestrafung des Frevlers Genugthuung wiederfährt. Er betrachtete den Vernoy, als einen gewissenlosen Bösewicht, welcher die Strafe seiner Sünden tragen müste, und dieser Gedanke beruhigte ihn völlig über das Schicksal des Jünglings.

Nicht so aber dachte die sanftere, großmüthigere mitleidigere Renata. Die Nachricht, daß ihr Geliebter, um ihrentwillen enthauptet werden sollte, schmetterte sie zu Boden, und erweichte ihre ganze Seele für ihn. Ganz unerträglich war ihr der Gedanke, an dem Tode irgend eines Menschen Schuld zu seyn; um wie vielmehr

muſte es nicht noch die Vorſtellung ſeyn, daß es eben ihre Liebe ſey, welche dieſen Menſchen zum Rabenſtein führte. In einem Augenblick waren alle jene Beleidigungen vergeſſen, die ſie von Vernoy hatte erdulden müſſen. Zum Mitleid ſchmolz ihre Seele über, und ihre Liebe für ihn wachte in ihrer ganzen erſten Gröſſe wieder auf.

Schon nahte der Tag heran, deſſen Licht über das Blut ihres Geliebten ſcheinen ſollte; ſchon wurde das Halßgericht über ihn gehalten; bereit ſchon ſtand der Nachrichter, ihn in Empfang zu nehmen, und ihn zum Blutgerüſte zu führen; empfangen hatte er ſchon die lezte Oelung, und der Beichtvater ſtand noch da, ihm in den lezten Augenblicken ſeines Lebens beyzuſtehen, als Renata Corbeau mit Ungeſtümm in den Gerichtsſaal trat.

Man verwehrte ihr zwar anfänglich den Eingang; aber ihr Bitten, und ihre Thränen waren unwiderſtehlich; die Liebe führte ſie durch Wachen und Thore hindurch,

durch, und im Ausbruch des heftigsten Schmerzes, voll Ausdruck der tiefsten Verzweiflung redete sie also zu der erhabnen Versammlung der Richter:

„Hier sehen Sie, meine Herren, die unglücklichste Liebhaberin vor sich, die nur jemals vor den Augen der verehrungswürdigen Gerechtigkeit erschienen seyn kann! — Mich haben Sie für unschuldig gehalten, indem Sie meinen Geliebten zum Tode verdammten. Aber Sie werden mich mit eben dem Streiche tödten, der ihn zu Boden schlägt. Das grausamste Schicksal verhängen Sie über mich; denn auf mich nur wird die Schmach von seinem Tode zurückfallen, und meine Ehre stirbt mit der seinigen dahin. — Er soll mir die Beleidigung vergüten, die er mir angethan hat; aber das Mittel, das Sie dazu erwählet haben, wird mich vor den Augen der ganzen Welt mit Schande brandmarken. Nach ihrer Meynung bin ich mehr unglücklich, als strafbar, und gleichwohl lassen Sie mich selbst die allerhärteste Strafe leiden. Wie kommt nun

wohl mein Schicksal mit Ihrer Billigkeit und Gerechtigkeit überein? — Sind Sie nicht Menschen gewesen, ehe Sie Richter geworden sind? Haben Sie nie die erhabnen Empfindungen der Liebe gekannt? — nun — denn müssen Ihnen auch die Quaalen nicht verborgen seyn, die ein zärtlich liebendes Weib empfinden muß, wenn der Vorwurf, den schmählichen Tod ihres Liebhabers verwürket zu haben, unaufhörlich ihr Gewissen foltert. Welche Marter gleichet wohl dieser entsezlichen Vorstellung? — und wär' denn nicht der Tod, der allein sie endigen kann, das willkommenste Geschenk des Himmels! —

Hier hielt Renata einige Minuten innen, und holte tief Athem, als ob sie neue Kräfte fort zu reden sammlen wollte. Die Richter sahen einander an, und erstaunten; der Präsident aber erlaubte ihr, weiter zu reden. Sie fuhr fort:

„Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Ihnen über mich selbst die Augen öfne! Bisher verbarg ich mein Verbrechen vor

Ihnen,

Ihnen, um Sie zu den Ausspruch zu bewegen, daß mein Geliebter mir seine Hand, und dadurch meine verlorne Ehre mir wieder geben sollte. Aber mein Gewissen erwachet nun; — es drängt mich, Ihnen zu bekennen, daß ich eigentlich seine Verführerin bin. Zuerst hab' ich ihn geliebt, und mitgetheilet habe nur ich ihm die Gluth, die mich verzehrte; ich bin also selbst das Werkzeug zu meiner eigenen Entehrung gewesen. O, meine Herren und Richter, ziehen Sie doch diesen Umstand in Betrachtung! ändern Sie dann ihr Urtheil! sehen Sie mich, als die Verführerin, und meinen Geliebten, als die verführte Person an! retten Sie ihn, und strafen Sie mich! Fordert die Gerechtigkeit ein Opfer, so muß ich es seyn: denn nur ich habe die Schuld auf meinem Gewissen. —

Die Richter fiengen an, gerührt zu werden. Man dachte nicht daran, sie zu unterbrechen, und sie fuhr weiter fort:

„Es wird meinen Geliebten zum Verbrechen angerechnet, daß er in den heili-

gen Orden getreten ist, um der Erfüllung seines Versprechens desto sicherer zu entgehen. Aber wissen Sie wohl, daß er nicht einmal der Haupturheber dieser That ist? Sein herrschsüchtiger, eigennütziger Vater allein war es, ihm konnte der arme unglückliche Vernoy nicht wiederstehen. Und denn, wer weiß nicht, meine Richter, daß ein gezwungener Wille, kein Wille — und folglich eine solche Handlung keine freye Handlung ist? — Sein Vater ist im Grunde der strafbare Theil, und — wäre er nicht der Vater meines Geliebten, laut würde ich um Rache gegen ihn zum Himmel schreyen.

„Vernoy hat sich zwar erkläret, daß er um seines Standes, und Gelübdes willen mich nun nicht heirathen könne, und eben diese Erklärung hat ihn das Todes-Urtheil zugezogen. Aber — haben Sie auch, meine Richter, den Sinn seiner Worte hinlänglich erwogen? — hat er damit nicht so viel sagen wollen, daß er mich gern heirathen würde, wenn er nur könnte? — Wäre nun aber doch das lez-

tere, wie können Sie ihn dann zum Tode verdammen, da Sie ihm einmal die freye Wahl zwischen Tod und Heirath, gelassen haben? — und kann er mir nicht demungeachtet seine Hand geben, ob er gleich ein Geistlicher ist? — Sollt es ihnen wohl unbekannt seyn, daß der Pabst auch einen Priester die Heirath erlauben kann? — und stehet meinem Geliebten nicht dieser Weg noch immer offen? — wer kann es ihm wehren, Sr. Heiligkeit um Entledigung vom Priester Gelübde anzuflehen? — Täglich erwarten wir den Legaten des Pabstes, er hat Vollmacht von Sr. Heiligkeit, alles zu thun, was er selbst kann. Zu seinen Füssen will ich mich werfen, und beschwören will ich ihn um alles was heilig ist, meinem Vernoy sein Gelübde wieder zurück zu geben. Meine Liebe wird mir die beweglichsten Worte in den Mund legen, und ich werde alle Hindernisse überwinden: — denn was wäre auch wohl der Liebe unmöglich? —

„O! meine Herren! erwägen Sie meine Gründe! haben Sie Mitleid mit uns!

verschieben Sie wenigstens die Vollstreckung des Todes Urtheils! lassen Sie meinem Geliebten Zeit, die Dispensation vom Pabst zu erhalten. — Und — hat nicht Vernoy sein Verbrechen — wenn er ja eines begieng — durch die fürchterlichen Zubereitungen zu einem so grausamen Tode, durch Empfindung all' der Schrecknisse, die damit verbunden seyn müssen, schon genug gebüßet? — vorempfunden hat er schon tausendmal den Tod, seitdem dieses fürchterliche Urtheil über ihn ausgesprochen worden ist. — Ach! und was duldet nicht mein armes Herz dabey! — unmöglich kann so sehr das, was man Recht nennet, Sie verhärtet haben, um nicht von meinem Zustande gerührt zu werden. Wer von Ihnen jemals geliebt hat, dem möge doch wenigstens die Freundschaft solche Empfindungen einflößen, welche sonst die Liebe nur giebt! — Jung sind noch einige von Ihnen; andere hingegen sind von reiferem Alter. Beyder Herzen hoffe ich durch die Macht der Liebe zu rühren; die jüngeren werden noch izt lieben, und die älteren werden sich jener

ner seligen Stunden erinnern, die sie einst in den Armen ihrer Geliebten genossen. Sind nur einige Stimmen für mich, o, so lassen Sie der Menschlichkeit zu Ehren die wenigeren den mehreren vorgehen! — Sind Sie aber alle unerbittlich, so versagen Sie mir wenigstens die Bitte nicht, mit meinem Geliebten eines Todes sterben zu dürfen. — — —

Schön war Renata, wie die Göttin der Liebe; durch Seel' und Leben drang ihr großes schwarzes, seelenvolles Auge; Ehrfurcht und Bewunderung flößte ihr königlicher Anstand jedem ein, der sie sahe; was Wunder, daß alle Richter ihrer Rede Gehör gaben? — Kein Wort davon gieng verloren; alle tief drangen sie zum Herzen: denn rührend und erschütternd war ihr Vortrag, obgleich sie in einem bebenden, die innerste Wehmuth bezeichnendem Tone sprach. Ihre Schönheit, ihre Thränen erweichten, und — überwanden.

Man ließ sie abtreten, und sammlete die Stimmen. Jeder Beysitzer dieses er-

habenen Gerichts sollte besonders sein Gutachten geben. Sie waren alle auf Renatens Seite, und alle wünschten sie, daß man Gnade für Recht ergehen lassen möchte. Der Präsident that also den Ausspruch, daß die Vollstreckung des Todes Urtheils an Vernoy sechs Monate lang verschoben werden solle, damit er inzwischen Zeit gewinnen möchte, auf die Erhaltung seines Lebens zu denken.

Als Vernoy herbey geholt wurde, um ihm diesen Ausspruch zu eröfnen, faßte ihn Renata in ihre Arme, fiel mit ihm den Richtern zu Füssen, dankte ihnen, in den rührendsten Ausdrücken für die erwiesene Gnade, und schwor ihrem Vernov im Angesichte des ganzen Gerichts, daß sie ewig nicht von seiner Seite weichen, und — im Fall er keine Dispensation erhielte — auch mit ihm sterben würde. Sie begleitete ihn wieder ins Gefängniß, und — nur mit Mühe konnte man sie zurück halten, daß sie sich nicht mit ihm Fesseln anlegen ließ.

Indessen

Indessen kam bald darauf der Legat des Pabstes nach Frankreich. Es war der berühmte Cardinal von Medicis, der in der Folge unter dem Namen Leo der eilfte auch Pabst wurde, aber den päbstlichen Stuhl nicht länger, als einen Monat besaß. Man trug ihm die Sache des Vernoy vor, erzehlte ihm die heldenmüthige Vorbitte seiner Geliebten, rühmte ihm ihre Schönheit, ihre Beredsamkeit, und ihre Anhänglichkeit an ihren Liebhaber; und Vernoys Vorsprecher bath ihn sehr dringend um die Dispensation, die allein ihn beym Leben erhalten konnte.

Der Kardinal war ein Mann in seinen besten Jahren, voller Feuer, und voller Empfindung für die Reize des andern Geschlechts. Die lebhafte Schilderung, die man ihm von Renatens Schönheit entworfen hatte, machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er sie selbst zu sehen wünschte. Er befahl, sie zu ihm kommen zu lassen; aber — sie sehen, und von Liebe zu ihr entbrannt werden, war eins. Sie sank zu seinen Füssen, und flehte

te unter unaufhörlichen Thränen-Güssen, um die Rettung ihres Geliebten.

„Stehen Sie auf, schönes Weib! sagte der Kardinal,

„ich bin ganz Ohr für Sie, und für Ihr Anliegen; aber ich würde mich an allem, versündigen, was die Natur jemals reizendes gebildet hat, wenn ich Sie nur zu meinen Füssen hören wollte.

Nur nach wiederholten dringenden Nöthigen des Kardinals bequemte sich endlich Renata zum Aufstehen. Dann betrachtete aber dieser Herr noch einmal die ganze herrliche Gestalt des vor ihm stehenden Weibes, und, indem sein Herz die Macht der Gluten empfand, die ihm dieser Anblick einflößte, sagte er:

„Sie sind dazu gemacht, Renata, das Herz jeden gefühlvollen Mannes zu rühren, und zu entzücken; wie kommt es, daß Sie sich so warm für einen Menschen interessiren, der so treulos, so abscheulich an Ihnen gehandelt, der sich so gar unterstanden hat, das heilige Priesterthum durch sein schändliches Verfahren an Ihnen zu entweihen? —

Renata. Ich liebe ihn, gnädigster Herr, liebe ihn mehr, als mein Leben. Er hat nicht freywillig boshaft an mir gehandelt, sein hartherziger eigennüziger Vater hat ihn dazu gezwungen, und — er hat alles bereut, alles mir abgebeten — liebt mich wieder, und — will ewig nicht von mir lassen.

Kardinal. Alles gut, liebes Weib! aber wird dieser Vernoy, dessen Reue über seine Schandthat gewiß nur die Furcht vor den Tode erzeugt hat, wird er auch sein Wort halten? — wer bürgt Ihnen dafür? — wird sein Vater nicht von neuem in ihn dringen? und — wird er nicht diesem Drängen desto williger nachgeben, da er denn des Pristerthums entlediget ist, und die ganze Welt zur Flucht ihm offen stehet? oder — wenn Sie ihn auch so weit bringen, daß er Ihnen seine Hand am Altar giebt, was können Sie sich von der Treue eines Menschen versprechen, der es einmal gewagt hat, Ihnen sein Wort zu brechen? — Sie sind schön, Renata! durchaus liebenswürdig!

würdig! Würden Sie sich nicht weit glücklicher machen, wenn Sie sich einem andern Liebhaber in die Arme würfen — einem Liebhaber, der Ihre Verdienste besser zu schätzen wüste, als dieser Undankbare? — fehlen kann es Ihnen unmöglich dran; ja — ich kann Ihnen sagen, daß Sie den Mann bereits gefunden haben, der Ihnen zwar nicht seine Hand geben kann, dessen Herz aber für Sie die zärtlichsten Empfindungen hegt. Sie sollen, glücklich, unendlich glücklicher werden, Renata, als Sie es an der Seite des bundbrüchigen Vernoy nimmermehr hoffen dürfen. — Was denken Sie zu diesem Vorschlage, mein süsses trauriges Weibchen? —

Renata hatte dem Kardinal mit größter Aufmerksamkeit zugehöret; sie begriff den ganzen Sinn seiner Rede; in ihrer völligen Größe erschien ihr die Gefahr, die über ihren Geliebten schwebte; Thränen preßte ihr dieser Gedanke aus, und — alles konnte sie von der Liebe des mächtigen Kardinals fürchten. Doch ihre Gegenwart

genwart des Geistes ließ ihr keinen Fehltritt thun; es fiel ihr sogleich ein Mittel ein, den Kardinal, auch wider seinen Willen, zu Erreichung ihrer Absichten zu bewegen. Aber eben dieser Einfall rieth ihr auch, behutsam zu gehen, und zu Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen. Sie antwortete demnach:

„Ew. Eminenz scheinen freylich über den Punkt der Zukunft nicht ganz unrecht zu haben, und in so fern verdiente die Sache wohl, von mir etwas mehr erwogen zu werden. Durchaus gerührt von der gnädigen Theilnahme Ew. Eminenz an meinem künftigen Schicksale, bitte ich nur darum unterthänigst, daß ich mein Ansuchen um die Dispensation meines Geliebten, in einigen Tagen noch einmal wiederholen darf.

Der Kardinal glaubte nichts gewisser, als daß Renata ihn so verstanden habe, wie er es wünschte, und daß sie gegen seine Vorschläge nicht unempfindlich sey. Er freute sich darüber, obgleich die Wahrheit

heit zu sagen, es ihm doch nicht so ganz gefallen wollte, daß Renata sich so bald zu ergeben schien. Mehrere Schwierigkeiten hatten ihm seinen Sieg reizender gemacht, und ihn Renaten weniger auf der Seite des Leichtsinns dargestellet. Inzwischen versprach er ihr Gehör, so bald und so oft sie wolle, und entließ sie. Jedoch — mit dem festen Entschluß, wo möglich, dem Kardinal niemals wieder vor Augen zu kommen, eilte Renata vielmehr zur Ausführung eines neuen Plans, welchen sie sich zur Befreyung ihres Geliebten entworfen hatte.

In Frankreich regierte damals Heinrich der Vierte, ein Monarch, dessen Menschenfreundlichkeit noch izt der Stolz seiner Nation, und der Gegenstand des glänzendsten Nachruhms ist. Renata hatte den Einfall, sich diesem großen Könige selbst zu Füssen zu werfen, und, da sie wohl wußte, daß der gütige Monarch gegen die Reize ihres Geschlechts am wenigsten umempfindlich war, so glaubte sie schon zum voraus der Gewährung ihrer Bitte gewiß zu seyn.

Als

Als sie den Tag drauf hörte, daß sich der König auf der Jagd befände, gieng sie hinaus in den Wald, wo die Jagd angestellt war, um Ihro Majestät dort zu begegnen. Lange streifte sie umher, ehe sie ihn antraf. Endlich kam der Monarch in Begleitung eines einzigen Jagdbedienten, einen Fußsteig in Walde daher geritten. Renata kniete gerade auf die Erde vor ihm nieder, und rief:

„Erlauben Ew. Majestät einen unglücklichen Frauenzimmer, Sie um Rettung aus ihrem Elende anzuflehen! Es betrift nichts geringeres, als daß mein künftiger Gemahl, um meinetwillen zum Tode verdammt ist. Nur mein gnädigster König kann ihn retten.

Der Monarch erstaunte, ein junges Frauenzimmer von so ausserordentlicher Schönheit, und, dem Ansehen nach, nicht von geringem Stande, ganz allein an einem so einsamen Orte, als eine Bittende zu finden. Er befahl ihr, aufzustehen, und bath sie, seiner auf einem Landhauße,

das er ihr nennte, zu warten, wo er ihr Anliegen weiter vernehmen wolle. Renata ermangelte nicht, sich dahin zu begeben. Sie erzählte dem König ihre ganze Geschichte, und bath um die Vermittelung des Monarchen, bey dem Legaten des Pabsts, daß er ihrem Geliebten die Dispensation vom geistlichen Stande ertheile.

Heinrich der Vierte hatte selbst schon die Herrschaft verschiedener liebenswürdiger Gebieterinnen über sein Herz empfunden. Er war nicht der Mann dazu, der den Reitzen Renatens, die eine schöne Seele, und einen großen Geiste zur Zierde dienten, ein gefühlloses Herz entgegen setzen konnte. Die Thränen, die ihren schönen Augen entrollten, rührten ihn eben so sehr, als die beweglichen Worte ihres reitzenden Mundes. Er versprach ihr also, sich selbst bey dem Legaten für ihre Sache zu verwenden, und — er hielt Wort.

Einen solchen Vorsprecher konnte der Legat keine abschlägliche Antwort geben.

Rena-

Renatens Tugend rührte ihn zugleich, und da seine Liebe zu ihr ohnedem bloß eine flüchtige Aufwallung des Bluts war, so opferte er sie gern der großmüthigen Handlung auf, wozu ihn selbst der großmüthigste König aufforderte.

Die Dispensation erfolgte, und kaum war Vernoy dem Gefängnisse, und Tode entflohen, so warf er sich in die Arme seiner edelmüthigen Retterin, und die Heyrath wurde vollzogen. Auch trafen in der Folge die traurigen Befürchtungen des Kardinals nicht ein. Vernoy sah vielmehr seine liebenswürdige Gattin immer wie eine wohlthätige Göttin an, die sein Leben und seine Ehre gerettet hatte. Die beneidenswürdigste Eintracht krönte ihr künftiges Leben, und ihre Verbindung blieb immer dem Menschenbeobachter eins von jenen Wundern, welche die Liebe jezuweilen hervor zu bringen pflegt. Th.

II.

Autor und Diener aus Liebe.

Ein Lustspiel

in einem Aufzuge,

nach Cerou.

Personen:

Baronesse v. Hochheim eine junge Wittwe.

von Althausen, unter dem Namen Friedrich von Goldstein.

Henriette, der Baronesse Mädchen.

Poller, Althausens Diener.

Der Schauplatz ist ein Saal in der Baronesse Hauße.

Erster Auftritt.

von Althausen allein, in Livree.

Himmel, was hab' ich gemacht! Und wie mich nun aus dem Handel ziehen? — Bin ich nicht, wie dazu gebohren, unbesonnene Streiche zu machen! Die Livree anzuziehen, Dienste zu nehmen, und das ohne alle Ursache, ohne alle Aussicht, nur um bey meiner Geliebten zu seyn, nur um sie manchmal zu sprechen! Das war die erste Narrheit! Und heute wird sie mich fortjagen, weil ich eine zweyte begangen habe!

Zweyter Auftritt.

von Althausen. Poller. (der Anfang wird schnell gesprochen.)

Althausen.

Ach, Poller!

Poller.

Ach, gnädiger Herr!

Althausen.

Ich bin verloren!

Poller.

Das wollt' ich Ihnen eben sagen!

Althausen.

Die Baronesse wird mich aus dem Hause jagen!

Poller.

Sie müssen gleich Ihre Maaßregeln darnach nehmen!

Althausen.

Diesen Morgen, wie ich Deinem tollen Einfalle folgte —

Poller.

(unterbricht ihn) Diesen Morgen, wie ich zu ihren Verleger gieng —

Althausen.

(unterbricht ihn) Ließ ich in der Baronesse Zimmer —

Poller.

(unterbricht ihn) Entdeckte ich zu meinen größten Erstaunen —

Althausen.

Wen?

Poller.

Was?

Althausen.

Meine Verse! —

Poller.

Ihren Oncle!

Althausen.

Meinen Oncle?

Poller.

Ihre Verse?

Althausen.

Mein Oncle hier?

Poller.

Ja, gnädiger Herr, ihr Oncle ist hier.

Althausen.

Hast du ihn gesehen.

Poller.

Wenn ich ihn auch gesehen hätte, würde ich ihn doch nicht gekannt haben. Er ist ja schon funfzehn bis zwanzig Jahre in der Fremde!

Althausen.

Ich kenne ihn selbst nicht! Aber woher weißt du denn, daß er da ist?

Poller.

Ich begegnete da in der Strase einen alten Kammerad, der aus Canada zu-

rück kam. Von dem, dachte ich, könnte ich etwas Neues von Ihrem Oncle erfahren, aber es regnete, und um den Regen auszuweichen, gieng ich mit ihm in — in ein Bierhauß.

Althausen.

Nur fort, fort!

Poller.

Ich lasse eine Flasche bringen; Wir nehmen die Gläser, wir trinken! Nun, ich hatte eine Freude, den ehrlichen Schlag zu sehen, und er erzählt mir seine Avantüren! Hören Sie, was es auf dem Meere für erschreckliche Stürme geben muß! Der hat einen mit gemacht, ich weiß nicht, an welcher Seeküste, der ist 20. Grad breit, und 42. Klaftern lang gewesen. —

Althausen.

Du wirst mich ungeduldig machen!

Poller.

Ich bin gleich fertig — Endlich ist er angekommen, mit einem Herrn, der aus Cassel gebürtig ist, (das ist ja Ihre und Ihres Oncles Vaterstadt) ungefähr 60. Jahr alt (das Alter trift ein) und der erschreck-

schrecklich viel Vermögen mit bringt: Daraus schliesse ich dem nun ganz natürlich, daß es ihr Oncle ist! —

Althausen.

Ein schöner Schluß! Aber hast du seinen Namen nicht gehöret?

Poller.

Ja, und das ist der einzige Umstand, der nicht zutrift; Er heißt nicht Althausen.

Althausen.

Zum Henker, was willst du denn? Wenn er nicht Althausen heißt, so ist's auch mein Oncle nicht!

Poller.

Ey das folgt gar nicht! — Sie, der Sie Romane schreiben, wissen Sie denn nicht, daß man den Namen verändert, damit das Ende recht überraschend ist!

Althausen.

Sage mir nur, wie er heißt!

Poller.

So viel ich mich besinne, war's ein schöner Name. Er fieng sich mit Gold an —, Goldmann, Gold - schatz, — Hm! helfen Sie mir doch ein Bischen drauf.

Althau-

Althausen.

Goldstein doch nicht?

Poller.

Ja, ja, so hieß er. Ich dacht's wohl, daß er mir beyfallen würde.

Althausen.

O den kenn' ich schon. Er kömmt alle Tage hieher. Ich glaube gar, er ist in die Baronesse verliebt.

Poller.

So? desto schlimmer. Ein reicher Rival ist noch fruchtbarer als ein Oncle.

Althausen.

Die Baronesse braucht nicht auf Reichthum zu sehen. Seit kurze Wittwe, kaum befreyet von einem alten eifersüchtigen Mann fiehlt sie das Glück ihres Standes zu sehr, als daß sie sich zum zweytenmale wider ihre Neigung verbinden sollte. — Aber ich habe mich selbst unglücklich gemacht, daß ich deinen einfältigen Vorschlage folgte!

Poller.

Meine Einfälle sind doch sonst gut! Ich bin vermuthlich noch nüchtern gewesen, als ich Ihnen den gegeben habe.

Althausen.

Ich ließ die Verse, die ich auf sie gemacht habe, in ihren Zimmer, sie hat sie gefunden, und will nun durchaus wissen, wo sie her sind. Sie glaubt, daß uns jemand bestochen habe, Henrietten oder mich; sie hat hundert Fragen an uns gethan, und mit so einer ernsten Miene, die mich aus aller Fassung brachte. Ich ward bald blaß, bald roth. Und nun, allem Anschein nach muß ich und Henriette aus ihren Diensten.

Poller.

Desto besser! denn ich möchte nun gern, daß sie den Namen Friedrich wieder mit Althausen vertauschten, und hernach in einem anständigern Kleide noch einmal ansetzten.

Althausen.

Dann würde sie mich erkennen, Poller, und mir diese Verkleidung nimmermehr vergeben.

Poller.

Ach! eine Frau wird darüber nicht ernstlich böse, wenn man ihr zu Liebe einen dummen Streich gemacht hat. Aber à propos, wie hat ihr denn Ihr letzter

Roman gefallen, wo Sie ihre und unsere Geschichte beschrieben haben?

Althausen.

Sie ließt meine Schriften, ohne zu wissen, daß sie von mir sind, — sie ließt sie, wie es scheint, mit Vergnügen. Sie lobt sie, — der einzige Beyfall, auf den ich stolz bin! Ich dünke mich der glücklichste Mensch, daß ich Talent habe, sie zu unterhalten. Der Trieb, ihr zu gefallen, macht mich heiter und froh. Die Liebe erleichtert mir alle Mühe, und begeistert mich viel besser als Apoll.

Poller.

Der Tausend! Ja, ja, ich glaubs wohl. Begeistert sie mich doch auch! — Hören Sie, ich arbeite seit ein paar Tagen, an meiner Lebenshistorie. Da kommen Ihnen so wunderbarliche Züge, so außerordentliche Wendungen, so eine neue, starke Moral darinne vor — Apropos haben Sie sich denn hinter Henrietten gesteckt? — die müssen Sie auf Ihrer Seite haben, sonst ist sie Ihnen immer auf den Dache!

Alhausen.

Noch hab ichs nicht gewagt. Schon etliche Tage daher suche ich Gelegenheit, ihr mein Geheimniß zu entdecken und immer hält mich die Furcht zurück. Ich sehe sie an, seufze, und kann nicht sprechen, denn, wenn sie mich der Baronin verriethe —

Poller.

Dafür seyn Sie ruhig. Sprechen Sie nur, Sie wären gut Freund mit mir, denn sie ist meine Inclination, und wird schon auf Ihrer Seite seyn. Da kömmt sie — Ich will wieder zu Ihren Drucker gehen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Poller zu Althausen.

Leb wohl Cammerad, (zu Henrietten) Guten Morgen mein Herzchen! Ich gäbe deiner Liebe jetzt gern einen Augenblick

Audienz, aber wichtige Geschäfte rufen mich ab. Adieu, mein Engel! (ab)

Vierter Auftritt.

Von Althausen. Henriette.

Henriette.

(bey Seite) Adieu, Hanns Narr! — Er thut wohl, daß er geht: ich kann ihn gar nicht mehr leiden. Friedrich ist viel hübscher, und ich glaube, er hat ein Auge auf mich.

Althausen.

So in Gedanken, Jettchen?

Henriette.

Ich dachte nur an etwas, das Sie auch mit angeht.

Althausen.

An das Gedicht? Nicht wahr?

Henriette.

Nein, daran gar nicht. Aber bey alle dem hätten Sie doch diese Commißion nicht übernehmen sollen. Jedem andern als Ihnen würde ich das derb verweisen.

Althau=

Althausen.

Sehr verbunden für die Ausname. Aber im Ernst, wenn sie mich kennten, so würden Sie mich nicht für fähig halten, einen solchen Auftrag übernommen zu haben — Einzig mit den Angelegenheiten meines Herzens beschäftigt, tauge ich warlich nicht dazu, für andere zu arbeiten.

Henriette.

Desto schlimmer, denn in unserm Stande muß man sich darauf verstehen. Doch das wird sich schon finden, denn Sie wissen ja Ihre eigene Sache so geschickt zu betreiben. Wahrhaftig der Anfang ist recht gut.

Althausen.

Der Anfang ist recht gut. Was wollen Sie damit sagen?

Henriette.

Was leicht zu verstehen ist. Sie lieben, suchen zu gefallen, und es gelingt Ihnen.

Althausen.

(bey Seite) Ha! sie hat mich errathen! (zu Henrietten) Und wenn ich Ihnen

nen nur mein Herz entdeckte, wollten Sie mir wohl auch nicht entgegen seyn?

Henriette.

(bey Seite) Schön, nun kommt eine förmliche Erklärung! (laut) Nun — Nein. Eine Herzens Sache ist ja nichts böses. Aber — wenn ich nicht unbescheiden frage, wie weit sind sie denn damit?

Althausen.

Bis jetzt habe ich mich gezwungen, und bey aller Stärke meiner Liebe, mich noch nicht entdeckt —.

Henriette.

(bey Seite) Ja wohl, noch kein Wort hat er mir gesagt! (laut) Aber, wahrhaftig, das machen Sie nicht recht. So lieben Sie ohne Erfolg. Sie müssen sprechen. Glauben Sie mir, Furchtsamkeit schickt sich nicht für Ihr Alter, besonders gegen solche Personen nicht, die selbst den ersten Schritt zu thun nicht gewohnt sind. Sprechen Sie frey. Ich wolte Sie fast versichern, man wird Ihr Geständniß gut aufnehmen. Denn heut zu Tage denken die Frauenzimmer viel auf-

geklärter, als ehedem; sie werden nicht mehr böse auf die, die sie lieben, und Erkenntlichkeit in dem Puncte ist eine Tugend, die unser Geschlecht nur gar zu gern übt.

Althausen.

Trügen Sie mich auch nicht? Hatten Sie wohl an meiner Geliebten einige Neigung gegen mich wahrgenommen! . . . Ach, welchen Dank wäre ich Ihnen schuldig.

Henriette.

(bey Seite) Er bekömmt Muth. Ich muß ihm nur helfen! (laut) Meynen Sie denn, man werde über eine ernsthafte Sache scherzen? Man hat mir, sage ich Ihnen, die Empfindungen die Sie erregt haben, vertraut, und zum Beweiße, daß Sie begünstigt werden, sollen Sie Ihren Nebenbuhler vor Ihren Augen übel behandelt sehen. Denn werden Sie doch nicht mehr an Ihrem Siege zweifeln?

Althausen.

(bey Seite) Sie sollte Goldstein abweisen! . . . (laut) Darf ichs glauben?

Schmeicheln Sie mir nicht? — Ha! wer wär' auf der ganzen Welt seliger als ich?

Henriette.

Nun! wahrhaftig! Liebhaber und Dichter übertreiben doch alles! Aber das verzeihe ich Ihnen! Was wir lieben, täuscht uns immer, und den Augen, die man blendet, muß man doch wohl vergeben.

Althausen.

Wie? Glauben Sie würklich, daß meine Liebe die Baronesse nicht beleidigen würde?

Henriette.

Aber was ist denn darin Beleidigendes? Sind denn Ihre Absicht nicht gesezmäßig?

Althausen.

Wie können Sie zweifeln, — und mein Stand —

Henriette.

(unterbricht ihn) Ach ich entlasse Sie Ihrer Ahnenprobe. — Glauben Sie mir, die gnädige Frau ist gewiß mit Ihrer Neigung zufrieden. Wir versagen ihr ja dadurch den gehörigen Respect nicht.

Und wenns nun auch wäre, wenns ihr auch nicht anstünde, so sind wir ja nicht an sie gebunden.

Althausen.

Wir sind nicht an sie gebunden?

Henriette.

Das wundert Sie? denken Sie besser von mir, und wenn ichs sagen darf, von meiner Delicatesse. Wenn Sie einmal verdienen, daß ich Sie liebe, so opfere ich Ihnen jedes Glück auf. Sie sehen den Preiß, denken Sie darauf ihn zu verdienen.

Althausen.

(bey Seite) Ha! nun versteh ich Sie erst, der Tausch wär auf beyden Seiten nicht übel. O ich dacht es wohl, daß die Baronesse —

Henriette.

Es kömmt Jemand! (bey Seite) Verwünscht wäre der ungebetene Gast! — Es wäre vollends zur Sprache gekommen! — Ach Herr von Goldstein!

Fünfter Auftritt.

Vorige. von Goldstein.

Goldstein.

Guten Morgen mein Kind. Was macht deine gnädige Frau? Wie siehts mit ihrem Herzen aus? Als Kammerjungfer mußt du die Direktion darüber haben.

Henriette.

Es wird Ihnen alles nach Wunsche gehen, gnädiger Herr.

Goldstein.

(leise) Was machst du denn mit dem Burschen da? Seine Physiognomie gefällt mir nicht. Er sieht mir zu gescheut aus. Neulich wollte er auch kein Geld von mir nehmen.

Henriette.

(leise) Ach, es ist ein recht guter Junge, aber er ist erst seit kurzen in Diensten, er weis noch nicht zu leben.

Goldstein.

Kann ich frey mit dir sprechen?

Henriette.

Henriette.

Ich stehe für seine Verschwiegenheit.

Goldstein.

(zu Henrietten) Höre Jettchen, ich liebe die Frau Baronesse, wie du weißt, und in meinem Alter hat man keine Zeit zu verlieren. Kann ich mich wohl ihr entdecken? Lange seufzen und schmachten ist meine Sache nicht. Schon viermal habe ich die gnädige Frau gesehen, und ihr meine Gesinnungen noch nicht entdeckt, und doch war ich schon aufs erstemal in sie verliebt. So viel Ehrerbietung verdient Belohnung. Mach immer, daß mir das deine Baronesse Dank weiß.

Henriette.

Entdecken Sie sich ihr nur erst, gnädiger Herr, das Uebrige nehme ich auf mich. Beständig will ich mit ihr von Ihnen sprechen, und Ihre Verdienste rühmen. — Tausend Liebhaber haben ihr Glück mehr durch anderer Vorschub, als durch sich selbst gemacht.

Althausen.

(vor sich) Ein wahres Kammermädgen.

Goldstein.

Nun so will ich gehen, und ihr mich, meine Hand und mein Herz anbieten, und 500000. Thaler obendrein.

Henriette.

Man könnte freylich sagen, daß Geld nichts nütze, wenn man's nicht anwendet; aber ich werde schon antworten, daß Ihre Großmuth so weit geht. —

Goldstein.

(einfallend) Ja, ich gebe aus gutem Herzen, und das errinnert mich dir dies Andenken zu geben (zieht einen Ring vom Finger)

Henriette.

O, gnädiger Herr! —

Goldstein.

Nimm, nimm, und mache kein Aufhebens über diese Kleinigkeit.

Henriette.

Sie scherzen, gnädiger Herr. Auch Ihren kleinsten Geschenken giebt Ihre Hand einen unschätzbaren Werth, und

den Ring nehm' ich ohne Bedenken, weil ich Sie schon für meinen Herrn ansehe.

Sechster Auftritt.

Vorige Baronesse. mit einem Pappiere in der Hand.

(Die Baronesse im Hereintreten) das beunruhigt mich endlich. Immer mehr Galanterien, ohne zu wissen, woher.

Goldstein.

Ach! gnädige Frau! Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihre Ankunft nicht gemerkt habe. Die Gabe zu errathen giebt, wie ich sehe, die Liebe nicht.

Althausen.

(bey Seite) O mein Herz hatte mirs wohl gesagt!

Baronesse.

(zu Goldstein) Sie sind ja recht galant.

Goldstein.

Ich bin mehr als das, gnädige Frau,

ich bin mehr. Ja Canada, wo ich herkomme, spricht man gerade so, wie man denkt. In dem glücklichen Clima herrscht noch ein freymüthiges gerade Wesen, das dem Wilden eigen ist. Besonders halten sie es so im Herzens Affairen. Man sieht sich da, man liebt sich, man sagt sichs. Ist man einig, so heyrathet man sich. Meines Erachtens ist der Proceß scharmant, und wenns auch bey uns so Mode wäre, so würde ich Sie, gnädige Frau, ohne weitere Umstände fragen. Steh' ich Ihnen an?

Henriette.

(vor sich) Ach, daß ich nicht in Canada bin!

Baronesse.

(zu Goldstein) Das Land, von dem Sie sprechen, ist freylich von unserm sehr verschieden. Selten sagt hier der Mund, was das Herz fühlt. Jeder denkt gern von dem andern Böses, aber, aus Höflichkeit oder Interesse verbirgt man seine wahre Gesinnungen, und da man doch Umgang haben muß, so ist daraus eine Art Sprache entstanden, die man Galanterie,

rie, Höflichkeit, Lebensart nennt. Man sagt sich einander die verbindlichsten Dinge von der Welt, die aber nichts bedeuten, darüber ist man einig, und wer diese Complimente für Buchstäblich wahr halten wollte, der würde freylich die Welt nicht kennen.

Goldstein.

Die Worte sind darum da, das auszudrücken, was man denkt, und so halt' ichs auch. Ein glücklicher Zufall hat mir Ihre Bekanntschaft verschaft, ich verdanke sie dem Briefe, dem mir Ihr Oncle, der Gouverneur, mit gab. Sie haben mir erlaubt, Ihnen aufzuwarten: und ich glaubte, ich thäte am besten, wenn ich Sie liebte, denn dabey befind' ich mich ausnehmend wohl. Was mir die Handlung erworben hat, wissen Sie. Ich kann Ihnen mit meiner Hand 25000. Thaler jährliche Einkünfte anbieten. Wäre ich noch ein junger Kerl, so würde ich von meinen Vermögen nicht sprechen. So aber fang ich an, es nicht mehr zu seyn. Sie müssen also einen Vorwand haben,

wenn

wenn Sie mich heyrathen wollen, und den geb' ich Ihnen selbst an.

Henriette.

(zur Baronesse) Widerstehen Sie dem, wenn Sie können!

Baronesse.

(zu Goldstein) Ihr Antrag ist eben so glänzend, als ich glaube, daß er aufrichtig ist. Aber wenn ich Sie nun hintergienge, ich?

Goldstein.

Und das sagen Sie von sich? Still, gnädige Frau, Ich kenne Sie, von Ihnen fürchte ich von der Seite nichts.

Baronesse.

Auch verkennen Sie mich nicht. Aber eben weil ich aufrichtig bin, rathe ich Ihnen, sich noch mehr Zeit zu nehmen, um mich kennen zu lernen. Ich habe mich das erstemal aus Gehorsam verheyrathet, Sie wollen, ich soll mit kalter Vernunft wählen. Beyde Gründe machen nicht immer eine glückliche Ehe, und für einen Mann, der mein Glück machen will, möcht' ich gern mehr, als Erkenntlichkeit fühlen.

Goldstein.

Goldstein.

Das heißt in der Uebersezung: Sie fühlen keine heftige Neigung gegen mich?

Baronesse.

Aufrichtig: Nein!

Goldstein.

Ich glaubs wohl. Dazu haben Sie nicht Zeit gehabt. Aber Abneigung haben Sie auch nicht?

Baronesse.

Davon bin ich weit entfernt.

Goldstein.

Das ist alles, was ich verlange. Ein Mann muß sehr zufrieden seyn, wenn er nur nicht unerträglich ist.

Henriette.

(zur Baronesse) Ein wahrer Schatz, Madame!

Goldstein.

(zur Baronesse) Ich will Ihnen nicht einmal Zeit lassen, gleichgültig zu seyn. Alle Augenblicke will ich ein neues Vergnügen für Sie ausdenken.

Baronesse.

Wissen Sie wohl, mein Herr, daß Sie gefährlich sind? und daß solche Aeusserun-

serungen wohl die Reize der Jugend ersetzen könnten?

Goldstein.

Das heißt: Sie ergeben Sich?

Baronesse.

O nein, das noch nicht; denn ich traue den Dichtern nicht, meistens übertreiben sie; und Sie machen so hübsche Verse, daß ich fürchte, Sie erdichten auch nur diese Empfindung für mich.

Goldstein.

Ich! Verse? gnädige Frau, wenn ich fragen darf, was verstehen Sie darunter.

Baronesse.

O, scherzen Sie doch nicht! Ich bin gar nicht böse darüber, vielmehr erlaube ich Ihnen, mir oft welche zu geben, denn sie sind sehr hübsch.

Goldstein.

Sprechen Sie im Ernst, gnädige Frau? Ich hätte Ihnen Verse gegeben, ich? O! Sie spaßen mit mir. Ich hab in meinem Leben keine gemacht.

Baronesse.

Läugnen Sie nur nicht weiter. Kurz, Sie haben mir viel Vergnügen gemacht.

Goldstein.

(bey Seite) Zum Henker, was will sie mit den Versen! (laut) Aber, gnädige Frau, sehen Sie mich nur einmal an! Sehe ich denn aus wie ein Versenmacher?

Henriette.

(zu Goldstein) Wenn Sie sie gemacht haben, warum wollen Sies nicht eingestehen! Sie hätten sich ja nur an mich wenden können!

Goldstein.

(bey Seite) Element!

Henriette.

(zur Baronesse) Der gnädige Herr hat sie gemacht. (zu Goldstein) Sprechen Sie doch ja!

Goldstein. (zu Henrietten.)

Aber ich mache mir ein Gewissen daraus, ich habe in meinem Leben nichts als Wechselbriefe geschrieben!

Baronesse.

(giebt ihm das Blatt, das sie in der Hand gehalten) Da! lesen Sie selbst. Sie finden sie gewiß schön, wenn sie gleich von Ihnen selbst sind.

Goldstein.

(lieset schlecht:) O welche Folterpein.

Vom Himmelischen Reizen so bezaubert seyn!

zum Henker, die Verse könnt ich wohl gemacht haben, sie taugen nicht den Teufel!

Althausen.

Gnädiger Herr, die Dichter lesen oft ihre Werke nicht gut. Ich habe mich besonders darauf gelegt, und wenn Sie mir erlauben, Ihnen die Mühe zu ersparen —

Goldstein.

(unterbricht ihn) Recht gern! da sieh, wie du heraus kömmst —

Baronesse.

(heimlich zu Henrietten) Er thuts mit Fleiß.

Henriette.

(zur Baronesse) Freylich!

Althausen.

(ließt:) O! welche Folterpein

Von himmlischen Reizen so bezaubert seyn,

Das

Das Bild des Engels stets zu sehn,
Und seine Flammen nimmer zu gestehn,
Ach, in geheimen Gluten zu vergehn!
Die Ehrfurcht fordert grausam, zu vergessen,
Was meines Herzens seligster Gedanke ist,
Die Leidenschaft mit Kraft zurück zu pressen,
Die gern in Tön' und Seufzer überfließt.
Geliebt zu seyn, wagt dieses Herz, so schwer
Gedrängt vom Schicksal, nun nicht mehr
Zu hoffen; doch ehe mich mein Gram auf ewig von ihr trennt,
Sey, Liebe, mir dieß eine nur vergönnt,
Ihr noch zu sagen, welche Pein dieß Herz ertrug,
Und zu gestehn, daß es für sie nur schlug.

(er seufzt, sieht die Baronesse an, und giebt ihr die Verse zurück,)

Baronesse.

Friedrich ließt sehr gut, wahrhaftig!

Goldstein.

Und zu gestehn, daß es für sie nur schlug — Nun! das geht an!

Baronesse.

Sie gestehen also, daß Sie der Verfasser sind?

Goldstein.

Weil Sie durchaus befehlen, so muß ich schon. (bey Seite) Es ist mir nicht in den Sinn gekommen! (laut) Warlich gnädige Frau, nun müssen Sie schon etwas für mich thun, da ich für Sie — das Unmögliche thue.

Baronesse.

(lachend) Ich weis wahrhaftig nicht, was ich sagen soll! Ich kann Ihnen nicht alle Hofnung nehmen. — Nun — geben Sie mir nur oft solche Verse, und — geben Sie mir sie selbst, Sie sollen um so besser aufgenommen werden.

Goldstein

Gut gnädige Frau. Es soll warlich nicht dran fehlen, wenn — — mein Apollo mir immer so günstig seyn will. Itzt will ich mich beurlauben, gnädige Frau. Ich muß zu meinem Banquier, um das Geld zu heben, denn man kann doch nicht immer Verse machen. Ich bin bald wieder da. Unterdessen, bitte ich, geben Sie meiner Prose geneigtes Gehör, denn sie ist wohl klingender als meine Poesie. — Ein Poet! (Im Gehn) Warlich, ich dachte

te nicht heute auf den Parnasse verewigt zu werden. — Ich glaube, sie haben mich zum Besten.

Siebender Auftritt.

Die Baronesse, Althausen. Henriette.

Baronesse.

(bey Seite) Wenn ich nur wüßte, ob Friedrich oder Henriette sich seiner annehmen, und wer von ihn die Verse auf meine Toilette gelegt hätte? Friedrich las sie so gut — Ich muß dahinter kommen. (laut) Höre, Henriette, was hältst du von dem Freyer?

Henriette.

Daß er Sie liebt, wie Sie es verdienen, gnädige Frau, das heißt, daß seine Liebe nicht inniger, nicht feuriger gedacht werden kann.

Baronesse.

Er hätte sich selbst nicht besser ausdrücken können. (zu Althausen) Was meynt Friedrich dazu? Glaubt er, daß ich so geliebt werde, wie Henriette sagt?

Althausen.

Fragen Sie mich nicht, gnädige Frau, ob er Sie liebt. Das hat er mit jeden gemein, der so glücklich ist, Sie zu kennen.

Baronesse.

(bey Seite) Sie sind einverstanden! (laut) Noch hab' ich mich nicht entschlossen. — Ich halte euch beyde für treu. Sagt mir offenherzig, was ihr davon denkt!

Henriette.

Jeder, dem Ihr Glück am Herzen liegt, wird Ihnen zu dieser Verbindung rathen. Er ist erstaunlich reich, und das ist ein Hauptpunct, gnädige Frau.

Baronesse.

Reich ist er; aber er kann geitzig seyn!

Henriette.

Hm! das glaub ich eben nicht! (den Ring ansehend, den sie von Goldstein erhalten) Er hat so eine eigene Art von Freygebigkeit —

Baronesse.

(unterbricht sie) Es freut mich das zu hören! ... (indem sie den Ring gewahr wird) Wo hast du denn den Ring her?

her? Ich dachte, ich hätte ihn beym Herrn von Goldstein gesehen.

Henriette.

Ach! er hat mir ihn gewiß gegeben, ohne das ichs gemerkt habe.

Baronesse.

Eine glückliche Zerstreuung!

Henriette.

Aber er muß ihn wieder nehmen, und da will ich ihm schon sagen, daß das nicht schicklich ist.

Baronesse.

(bey Seite) O es ist kein Zweifel mehr. (zu Althausen) Hat er seine Stimme auch recht theuer erkauft?

Althausen.

Gnädige Frau, ich bin der Zerstreuung nicht so unterworfen. Herr von Goldstein wollte mir ein Geschenk machen, aber das Anerbiethen schien mir seiner und und meiner unwürdig. Unermüdetes Bestreben, und eine reine geprüfte Liebe müssen das Glück Ihrer Liebe verdienen. Jedes andre Mittel wäre unedel und unrühmlich.

Henriette.

(spöttelnd) Sehr weise gesprochen.

Baronesse.

Laß ihn sprechen, Henriette.

Althausen.

Und weil Sie mir erlauben, zu sagen, was ich denke, so gestehe ichs, ich würde mich wundern, wenn Sie nach der traurigen Erfahrung, die Sie in der Ehe gemacht haben, einen alten Mann heyratheten, der Ihnen nichts als Reichthum darbieten kann, der doch unmöglich ein Herz wie das Ihrige zu blenden vermag.

Henriette.

Einen alten Mann! Ist denn 60. Jahr ein so hohes Alter? und ich wollte drauf wetten, Herr von Goldstein ist noch nicht einmal so alt. Sie thäten besser, Sie schwiegen!

Baronesse.

Das merke dir selbst, Henriette.

Althausen.

Ihr Glück liegt mir am Herzen, gnädige Frau, und Gott weiß, nicht aus Eigennutz. Mein Eifer hat eine reinere, edlere Quelle; und ich wollte eher alle

Güter der Erde aufopfern, als Ihnen zu etwas rathen, was Sie unglücklich machen könnte!

Baronesse.

Ich bins überzeugt (bey Seite) Ein vortrefliches Herz!

Henriette.

Unglücklich machen! 500000. Thaler haben noch keinen Menschen unglücklich gemacht.

Althausen.

(Zur Baronesse) Was nützt Reichthum bey häuslichen Kummer. Was hilft Reichthum gegen eine unglückliche Ehe? Ein alter Mann ist meistens eifersüchtig, und eine Frau mag noch so tugendhaft seyn, so ist sie darum nicht wenig unglücklich. Er weiß, daß er ihr nicht gefallen kann, das erregt in ihm unerträglichen Verdacht. Man vermehrt ihn, indem man ihn heilen will. Alles ist ihn verdächtig, selbst die Gefälligkeiten seiner treuen Gattin. Aber ein junger zärtlicher Mann ist ein angenehmer Gesellschafter, ein Tröster im Unglück, ein Liebhaber noch in der Ehe. Er hat nur

ein einziges Geschäft, seiner Gattin Vergnügen zu machen, denn was sie will, will auch er. Er liebt immer, ist immer treu, weil er immer glücklich ist. So ein Mann, gnädige Frau, und nur so einer, verdient Ihr Herz, und Ihre Hand.

Henriette.

Wenn die gnädige Frau auf so einen warten will, so stehe ich ihr dafür, daß sie zeitlebens Wittwe bleiben wird. Sie sollten uns, ihrem Gemählde zu Ehren, das Original davon zeigen.

Althausen.

Das Original würde sich leicht finden lassen.

Henriette.

Und ich, ich behaupte —

Baronesse.

Genug! (bey Seite) So viel Verstand bey einem Bedienten! das ist nicht natürlich. Nun weiß ich, wo die Verse her sind. (zu Althausen) Er hat sehr wahr gesprochen Friedrich. (zu Henrietten) Henriette folge mir nach. (ab.)

Achter Auftritt.

Althausen. Henrittte.

Henriette.

Triumphiren Sie! das war ein Meisterstreich! — Gut, daß man nicht böse auf Sie seyn kann. Aber geben Sie Acht! Ihr Eifer, wenn er mißverstanden wird, kann sie leicht verhaßt machen. Man muß sich gewöhnen, seinem Stande gemäß zu denken. Nichts ist übler angebracht, als so ein großmüthiger Rath in dem Munde eines Bedienten, denn wenn der Rath noch so gut ist, so muß die Herrschaft, Ehrenthalber, gerade das Gegentheil thun, das ist die Regel.

Althausen.

Und darum geben Sie ihr wohl einen übeln Rath?

Henriette.

Einen übeln Rath?

Althausen.

Nun, wenn er gut war, so muß die Frau Baronesse das Gegentheil thun. Das ist ja die Regel, sagen Sie!

Henriette.

O! das ist ein Unterschied. Ein Kammermädgen ist, ihres Standes wegen, der Geheime Rath der gnädigen Frau, und wenn die gnädige Frau zu leben weiß, so thut sie nichts ohne das Kammermädgen. Das ist auch Regel. Aber lassen Sie uns auf unser altes Gespräch zurückkommen. Wir waren, dünkt mich darüber einig —

Althausen.

(unterbricht sie) Da kömmt Poller. Ich möchte den nicht gern davon wissen lassen. —

Henriette.

(bey Seite) Er glaubt, ich liebe ihn noch! (laut) Seyn Sie ohne Sorgen. (vor sich) Ich muß der Baronesse die Sache entdecken, sie könnte böse werden, wenn ichs ihr verheimliche.

Neunter Auftritt.

Poller. Vorige.

Poller.

Guten Morgen, Ihr lieben Freunde! Nu, wie gehts, (zu Henrietten) Was machst

machst du, mein Herzgen? Jetzt kannst du mir Cour machen, ich habe ein Viertelstündgen Zeit für dich!

Henriette.

(ohne ihm anzusehen) (zu Althausen zärtlich) Adieu, Friedrich!

Poller.

Ho ho!

Henriette.

(noch zärtlicher) Adieu, bester Friedrich! (ab)

Zehender Auftritt.

Althausen. Poller.

Poller.

Gnädiger Herr! das war ein starker Ausdruck!

Althausen.

Wir hätten keine bessere Vertraute finden können! Die Närrin hat sich im Kopf gesezt, ich liebte sie, und leider, Poller, ist sie in mich verliebt.

Poller.

Es ist nicht möglich!

Althausen

Freylich muß dichs wundern, daß sie mir den Vorzug giebt, aber es ist nun einmal so.

Poller.

O die Abscheuliche —

Althausen.

Verzage drum nicht! Ich trete sie wieder ab!

Poller.

Ey, das ist mir ein schönes Geschenk! Abtreten! so ein treuloses — Ich werde wüthend. — Aber ich bin doch ein rechter dummer Teufel! Ich mache mir weiter nicht viel aus ihr, und doch ergrimmt mich ihre Untreue.

Althausen.

Die Baronesse scheint Goldstein eben nicht gewogen: Das giebt mir Hofnung! und Henriette hat jezt die Verse im Kopfe. — Aber bey alle dem, was wird aus meiner Liebe werden? was soll ich anfangen, um zu meinem Zwecke zu kommen?

Poller.

(giebt ihm gedruckte Blätter) Nu, da

da ist endlich der erste Bogen Ihres Romans! zur Korrektur!

Althausen.

Ach gut! Hier kann ich sie gleich durchsehen. (er setzt sich an den Tisch) Jetzt wird mich niemand stören. Henriette ist bey der Baronin. (er nimmt Feder und Dinte, und korrigirt)

Poller.

(vor sich) Es kömmt mir in die Finger, wenn ich schreiben sehe! — Ich werde auch schreiben. Ich habe ja mein Werkzeug bey mir. (er setzt sich auf die andre Seite auf die Erde, zieht ein Blatt Pappier aus der Tasche und ein Schreibzeug, und fängt an zu schreiben) Frisch! ich will dem portischen Neptus nachgeben, ich will die Welt erleuchten! — Ja! Erst den Titel! Wenn ich nur gleich einen rechten schönen wüßte. Hm! Der perfecte Bediente! Schön! oder: Curiöse doch veritable Historie des Lebens und Thaten des berüchtigten Poller. Der Anfang ist scharmant. Erstes Kapitel. Wie Poller zuerst des Lebens Licht ansichtig wurde . . . Hm!

Eilfter

Eilfter Auftritt.

Althausen. Poller. die Baronesse.

Baronesse.

(ungesehen von beyden, vor sich) Sonderbar, was mir Henriette sagt. Ich hätte ihm feinerne Gesinnungen zugetraut! Und doch ist seine Geburth über seinen Stand! Ich muß dahinter kommen. — Ha, da ist er, beschäftigt, wie es scheint: Was er wohl machen muß! (bleibt in einer Entfernung stehen)

Althausen.

(bey Seite) Eine verzweifelte Arbeit, das Corrigiren! Fehler auf Fehler! — Sage in der Druckerey, ich wäre sehr unzufrieden.

Baronesse.

(mit verstellter Stimme) Ich wills ausrichten. (sie nähert sich, und sieht hinter seinem Rücken in seine Pappiere)

Poller.

(ohne es zu hören) Was Teufel! Ich schreibe wie ein Gelehrter von Profeßion. Wenn das Ding so fort geht,

so

so wird mein Werk ganz kurz werden. Ich hab' erst drey Seiten geschrieben, und bin bey nahe mit meiner Lebensbeschreibung schon zu Ende. Nun! desto besser! Da wirds nicht langweilig seyn!

Althausen.

Höre, Poller, rede nicht so laut!

Poller.

(ohne es zu hören) Die beliebte Kürze ist freylich eine schöne Tugend, und eine seltne Tugend bey einem Scribenten, aber ich darf doch auch keine Haupthandlung in meinem Leben weglassen! Ich wills doch einmal durchsehen!

(läuft Manuscript durch) In meinen Geburtsnachrichten habe ich nichts vergessen als den Namen meines Vaters! Aber das ist nicht meine Schuld, warum hat er sich nicht genannt! Abentheuer auf der See — Vacat. Das Wasser hat keine Balken!

Althausen.

Eine verdrüßliche Arbeit!

Poller.

(schreibt) Drittes Kapitel! Wie Poller in einem Walde von Räubern gefangen

gen wird, und wie er sich durchschlägt. Wie er darauf bey der Armee den Spion macht, und wie es weiter geht. Viertes Kapitel. Liebes- und Diebes Historien. Das ist das stärkste Kapitel.

Baronesse.

(wie vorhin) Ihr Styl ist schön!

Althausen.

(in der Meinung, Poller spreche) Finden Sie das, Herr Poller? Es freut mich, daß er nach Ihrem Geschmacke ist.

Poller.

(schreibt fort) „Poller bestiehlt seinen Herrn, welcher es merkt, ihn aber nicht fortjagt!„ — Ich kannte meinen Mann schon, er hätte mich fortgejagt, wenn ich ihm ehrlich gedient hätte!

Althausen.

(ungeduldig) Frage den Setzer, ob er mich zum Besten hat!

Baronesse.

(wie oben) Ich will's ihm sagen. (sie sieht wieder in seine Blätter.)

Althausen.

Herr Poller ist guten Humors. Er

ist gewiß an einer recht zärtlichen Stelle in seinem Roman, daß er seine Stimme verändert?

Poller.

(welcher fortgeschrieben ohne es zu bemerken) Nu komm ich auf die treulose Henriette! die will ich recht schwarz mahlen, von der will ich so eine gräßliche Beschreibung machen; daß alle Weiber davon erschrecken sollen, und will recht Moral hinein machen. Denn Moral — Moral ist das schönste in einem Roman.

Baronesse.

(sieht in Althaußens Pappiere) Seine Heldin sieht dem Gemählde nicht ähnlich, das er von ihr macht.

Poller.

(schreibt) Ich gehe in einen Garten, um die Ungetreue zu martern. Ich finde sie —

Althausen.

Poller!

Poller.

Gleich gnädiger Herr! Ich habe nur noch ein paar Worte: (schreibt) Ich werfe einen Blick auf sie, einen recht

gen wird, und wie er sich durchschlägt. Wie er darauf bey der Armee den Spion macht, und wie es weiter geht. Viertes Kapitel. Liebes- und Diebes Historien. Das ist das stärkste Kapitel.

Baronesse.

(wie vorhin) Ihr Styl ist schön!

Althausen.

(in der Meinung, Poller spreche) Finden Sie das, Herr Poller? Es freut mich, daß er nach Ihrem Geschmacke ist.

Poller.

(schreibt fort) „Poller bestiehlt seinen Herrn, welcher es merkt, ihn aber nicht fortjagt!„ — Ich kannte meinen Mann schon, er hätte mich fortgejagt, wenn ich ihm ehrlich gedient hätte!

Althausen.

(ungeduldig) Frage den Setzer, ob er mich zum Besten hat!

Baronesse.

(wie oben) Ich will's ihm sagen. (sie sieht wieder in seine Blätter.)

Althausen.

Herr Poller ist guten Humors. Er

ist gewiß an einer recht zärtlichen Stelle in seinem Roman, daß er seine Stimme verändert?

Poller.

(welcher fortgeschrieben ohne es zu bemerken) Nu komm ich auf die treulose Henriette! die will ich recht schwarz mahlen, von der will ich so eine gräßliche Beschreibung machen; daß alle Weiber davon erschrecken sollen, und will recht Moral hinein machen. Denn Moral — Moral ist das schönste in einem Roman.

Baronesse.

(sieht in Althaußens Pappiere) Seine Heldin sieht dem Gemählde nicht ähnlich, das er von ihr macht.

Poller.

(schreibt) Ich gehe in einen Garten, um die Ungetreue zu martern. Ich finde sie —

Althausen.

Poller!

Poller.

Gleich gnädiger Herr! Ich habe nur noch ein paar Worte: (schreibt) Ich werfe einen Blick auf sie, einen recht

grimmigen Blick! darauf will sie meinen Vorwürfen entlaufen. Aber darauf kömmt ein Gewitter, und darauf überschwemmt ein groser Regen den ganzen Garten. Die Ungetreue steht darauf halb im Wasser; aber Poller verschmäht sie, und steht ihr nicht bey, und steigt auf einem Baum! — Das ist nun freylich eine Lüge, aber wie säh' es um uns Romanschreiber aus, wenn wir nicht lügen dörften!

Althausen.

Poller!

Poller.

Zu Ihrem Befehle. (er packt ein, steht auf und wird die Baronesse gewahr) Ach, Element! (hustet und giebt Althausen Zeichen)

Althausen.

Was hast du denn? was wilst du denn?

Poller.

Höre Friedrich, laß mich auf die Narrensposse nicht so lange warten.

Althausen.

(sieht sich um, und erblickt die Baronesse) Ums Himmels willen! (zur

Baro-

Baronesse) Gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich glaubte Sie nicht in der Nähe.

Baronesse.

Was machte er da?

Poller.

Was wollen wirs Ihro Gnaden weiter läugnen! Ich mache zum Vergnügen Erzehlungen und Romanen und gebe sie heraus; das darf Sie auch nicht Wunder nehmen, denn ich stamme von mütterlicher Seite von den berühmten Ziegler ab, der die Asiatische Banise geschrieben hat. Und da ich mich auf Orthographie eben nicht gelegt habe, da corrigirt sie mein Kammerad, und den Profit theilen wir.

Althausen.

(zu Poller) Schurke! Warum hast du nicht Acht gegeben!

Poller.

(leise) Ich habe sie in der Begeisterung nicht gesehen! (laut) Adieu, Kammerad. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Die Baronesse. Althausen.

Baronesse.

(vor sich) Was ist das? er spricht in einen gebietenden Tone? (laut) Friedrich, woher kennt er den Menschen?

Althausen.

Aus Cassel her, gnädige Frau.

Baronesse.

Ist das seine Vaterstadt?

Althausen.

Ich glaube, ja, gnädige Frau . . (vor sich) ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Baronesse.

Er glaubt! Das wird er doch wohl gewiß wissen! War er da in Diensten?

Althausen.

Nein, Ihro Gnaden sind die erste Herrschaft, der ich zu dienen die Ehre habe.

Baronesse.

Ich habe ihn angenommen, ohne mich weiter nach ihn zu erkundigen. Sein Gesicht, seine Sprache, seine Denkungsart,

art, sein Betragen, das über seinen Stand ist, alles hat für ihn bey mir gesprochen. Ich glaube mich nicht betrogen zu haben, und bin sehr mit ihm zufrieden.

Althausen.

So hat mir, gnädige Frau, das Bestreben, Ihres Wohlwollens würdig zu seyn, neue Talente verschaft. Glücklich daß mein Eifer Ihnen gefällt, der ich ihn am liebsten beweisen möchte.

Baronesse.

Ich will kein Compliment. Seine Familie, nicht seinen Verstand, wollt' ich kennen lernen. Daß er Verstand hat, weiß ich. Sag' er mir, wer ist er, wer sind seine Eltern, und warum hat er diesen Stand erwählt? Denn zum Dienste ist er wohl nicht erzogen. Leute von seinem Stande sprechen nicht mit so vieler Freymüthigkeit, mit so vielem Anstande, den nur die gesittete Welt verschaft. Ja ich habe an ihm Empfindungen wahrgenommen, die man nur an Personen von Geburth, und von guter Erziehung findet.

Althausen

Freylich muß dichs wundern, daß sie mir den Vorzug giebt, aber es ist nun einmal so.

Poller.

O die Abscheuliche —

Althausen.

Verzage drum nicht! Ich trete sie wieder ab!

Poller.

Ey, das ist mir ein schönes Geschenk! Abtreten! so ein treuloses — Ich werde wüthend. — Aber ich bin doch ein rechter dummer Teufel! Ich mache mir weiter nicht viel aus ihr, und doch ergrimmt mich ihre Untreue.

Althausen.

Die Baronesse scheint Goldstein eben nicht gewogen: Das giebt mir Hofnung! und Henriette hat jezt die Verse in Kopfe. — Aber bey alle dem, was wird aus meiner Liebe werden? was soll ich anfangen, um zu meinem Zwecke zu kommen?

Poller.

(giebt ihm gedruckte Blätter) Nu, da

da ist endlich der erste Bogen Ihres Romans! zur Korrektur!

Althausen.

Ach gut! Hier kann ich sie gleich durchsehen. (er setzt sich an den Tisch) Jetzt wird mich niemand stören. Henriette ist bey der Baronin. (er nimmt Feder und Dinte, und korrigirt)

Poller.

(vor sich) Es kömmt mir in die Finger, wenn ich schreiben sehe! — Ich werde auch schreiben. Ich habe ja mein Werkzeug bey mir. (er setzt sich auf die andre Seite auf die Erde, zieht ein Blatt Pappier aus der Tasche und ein Schreibzeug, und fängt an zu schreiben) Frisch! ich will dem poetischen Neptus nachgeben, ich will die Welt erleuchten! — Ja! Erst den Titel! Wenn ich nur gleich einen rechten schönen wüßte. Hm! Der perfecte Bediente! Schön! oder: Curiöse doch veritable Historie des Lebens und Thaten des berüchtigten Poller. Der Anfang ist scharmant. Erstes Kapitel. Wie Poller zuerst des Lebens Licht ansichtig wurde . . . Hm!

Eilfter Auftritt.

Althausen. Poller. die Baronesse.

Baronesse.

(ungesehen von beyden, vor sich) Sonderbar, was mir Henriette sagt. Ich hätte ihm feinerne Gesinnungen zugetraut! Und doch ist seine Geburth über seinen Stand! Ich muß dahinter kommen. — Ha, da ist er, beschäftigt, wie es scheint: Was er wohl machen muß! (bleibt in einer Entfernung stehen)

Althausen.

(bey Seite) Eine verzweifelte Arbeit, das Corrigiren! Fehler auf Fehler! — Sage in der Druckerey, ich wäre sehr unzufrieden.

Baronesse.

(mit verstellter Stimme) Ich wills ausrichten. (sie nähert sich, und sieht hinter seinem Rücken in seine Pappiere)

Poller.

(ohne es zu hören) Was Teufel! Ich schreibe wie ein Gelehrter von Profeßion. Wenn das Ding so fort geht,

so wird mein Werk ganz kurz werden. Ich hab' erst drey Seiten geschrieben, und bin bey nahe mit meiner Lebensbeschreibung schon zu Ende. Nun! desto besser! Da wirds nicht langweilig seyn!

Althausen.

Höre, Poller, rede nicht so laut!

Poller.

(ohne es zu hören) Die beliebte Kürze ist freylich eine schöne Tugend, und eine seltne Tugend bey einem Scribenten, aber ich darf doch auch keine Haupthandlung in meinem Leben weglassen! Ich wills doch einmal durchsehen!

(läuft Manuscript durch) In meinen Geburtsnachrichten habe ich nichts vergessen als den Namen meines Vaters! Aber das ist nicht meine Schuld, warum hat er sich nicht genannt! Abentheuer auf der See — Vacat. Das Wasser hat keine Balken!

Althausen.

Eine verdrüßliche Arbeit!

Poller.

(schreibt) Drittes Kapitel! Wie Poller in einem Walde von Räubern gefangen

gen wird, und wie er sich durchschlägt. Wie er darauf bey der Armee den Spion macht, und wie es weiter geht. Viertes Kapitel. Liebes- und Diebes Historien. Das ist das stärkste Kapitel.

Baronesse.

(wie vorhin) Ihr Styl ist schön!

Althausen.

(in der Meinung, Poller spreche) Finden Sie das, Herr Poller? Es freut mich, daß er nach Ihrem Geschmacke ist.

Poller.

(schreibt fort) „Poller bestiehlt seinen Herrn, welcher es merkt, ihn aber nicht fortjagt!„ — Ich kannte meinen Mann schon, er hätte mich fortgejagt, wenn ich ihm ehrlich gedient hätte!

Althausen.

(ungeduldig) Frage den Setzer, ob er mich zum Besten hat!

Baronesse.

(wie oben) Ich will's ihm sagen. (sie sieht wieder in seine Blätter.)

Althausen.

Herr Poller ist guten Humors. Er ist

ist gewiß an einer recht zärtlichen Stelle in seinem Roman, daß er seine Stimme verändert?

Poller.

(welcher fortgeschrieben ohne es zu bemerken) Nu komm ich auf die treulose Henriette! die will ich recht schwarz mahlen, von der will ich so eine gräßliche Beschreibung machen; daß alle Weiber davon erschrecken sollen, und will recht Moral hinein machen. Denn Moral — Moral ist das schönste in einem Roman.

Baronesse.

(sieht in Althaußens Pappiere) Seine Heldin sieht dem Gemählde nicht ähnlich, das er von ihr macht.

Poller.

(schreibt) Ich gehe in einen Garten, um die Ungetreue zu martern. Ich finde sie —

Althausen.

Poller!

Poller.

Gleich gnädiger Herr! Ich habe nur noch ein paar Worte: (schreibt) Ich werfe einen Blick auf sie, einen recht

grimmigen Blick! darauf will sie meinen Vorwürfen entlaufen. Aber darauf kömmt ein Gewitter, und darauf überschwemmt ein groser Regen den ganzen Garten. Die Ungetreue steht darauf halb im Wasser; aber Poller verschmäht sie, und steht ihr nicht bey, und steigt auf einem Baum! — Das ist nun freylich eine Lüge, aber wie säh' es um uns Romanschreiber aus, wenn wir nicht lügen dörften!

Althausen.

Poller!

Poller.

Zu Ihrem Befehle. (er packt ein, steht auf und wird die Baronesse gewahr) Ach, Element! (hustet und giebt Althausen Zeichen)

Althausen.

Was hast du denn? was wilst du denn?

Poller.

Höre Friedrich, laß mich auf die Narrenspoße nicht so lange warten.

Althausen.

(sieht sich um, und erblickt die Baronesse) Ums Himmels willen! (zur

Baro-

Baronesse) Gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich glaubte Sie nicht in der Nähe.

Baronesse.

Was machte er da?

Poller.

Was wollen wirs Ihro Gnaden weiter läugnen! Ich mache zum Vergnügen Erzehlungen und Romanen und gebe sie heraus; das darf Sie auch nicht Wunder nehmen, denn ich stamme von mütterlicher Seite von den berühmten Ziegler ab, der die Asiatische Banise geschrieben hat. Und da ich mich auf Orthographie eben nicht gelegt habe, da corrigirt sie mein Kammerad, und den Profit theilen wir.

Althausen.

(zu Poller) Schurke! Warum hast du nicht Acht gegeben!

Poller.

(leise) Ich habe sie in der Begeisterung nicht gesehen! (laut) Adieu, Kammerad. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Die Baronesse. Althausen.

Baronesse.

(vor sich) Was ist das? er spricht in einen gebietenden Tone? (laut) Friedrich, woher kennt er den Menschen?

Althausen.

Aus Cassel her, gnädige Frau.

Baronesse.

Ist das seine Vaterstadt?

Althausen.

Ich glaube, ja, gnädige Frau . . (vor sich) ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Baronesse.

Er glaubt! Das wird er doch wohl gewiß wissen! War er da in Diensten?

Althausen.

Nein, Ihro Gnaden sind die erste Herrschaft, der ich zu dienen die Ehre habe.

Baronesse.

Ich habe ihn angenommen, ohne mich weiter nach ihn zu erkundigen. Sein Gesicht, seine Sprache, seine Denkungs-

art,

art, sein Betragen, das über seinen Stand ist, alles hat für ihn bey mir gesprochen. Ich glaube mich nicht betrogen zu haben, und bin sehr mit ihm zufrieden.

Althausen.

So hat mir, gnädige Frau, das Bestreben, Ihres Wohlwollens würdig zu seyn, neue Talente verschaft. Glücklich daß mein Eifer Ihnen gefällt, der ich ihn am liebsten beweisen möchte.

Baronesse.

Ich will kein Compliment. Seine Familie, nicht seinen Verstand, wollt' ich kennen lernen. Daß er Verstand hat, weiß ich. Sag' er mir, wer ist er, wer sind seine Eltern, und warum hat er diesen Stand erwählt? Denn zum Dienste ist er wohl nicht erzogen. Leute von seinem Stande sprechen nicht mit so vieler Freymüthigkeit, mit so vielem Anstande, den nur die gesittete Welt verschaft. Ja ich habe an ihm Empfindungen wahrgenommen, die man nur an Personen von Geburth, und von guter Erziehung findet.

Althausen.

Ein schweres Verhör! (laut) Meine Eltern, gnädige Frau, sind nicht reich; sie leben ruhig in dem glücklichen Mittelstande, in welchem das Glück zu sehr eingeschränckt ist, um eitle Hofnungen zu schöpfen.

Baronesse.

Das ist der Stand des wahren Weisen! Aber warum hat er ihn verlassen? Sollte ihm etwas wiederfahren seyn? Sollte er sonst Ursachen haben, sich zu verbergen? Er scheint betreten? — Sey er ruhig, ich werde ihn nicht schaden! — Sollte etwa die Liebe daran Theil haben?

Althausen.

Die Liebe, gnädige Frau? Sie könnten glauben, daß —

Baronesse.

(bey Seite) Er ist bestürzt. Henriette hat recht! Er liebt. (laut) O ich bin so strenge nicht. Ich weiß wohl, daß es kein Verbrechen ist, in seinem Alter, eine solche Neigung zu fassen. Ich habe selbst, wenn ich nicht irre, hier in

meinem

meinem Hause einen Gegenstand gesehen, der ihm nicht gleichgültig ist. Nicht wahr, Friedrich, er liebt? Gestehe ers nur! (vor sich) Es ist doch Schade um ihn, denn wahrhaftig er ist zu gut für Henrietten.

Althausen.

Ach, gnädige Frau, es ist nur allzuwahr, daß man über sein Herz nicht Herr ist; aber eher wollte ich sterben, als die Ehrerbietung aus den Augen sezen, die ich Ihnen schuldig bin.

Baronesse.

(bey Seite) Er glaubt, mich zu beleidigen, wenn er mein Mädgen liebt! Ach! er beleidigt sich selbst! (laut) Er ist freilich zu beklagen, wenn er sich von einer Leidenschaft hat fortreissen lassen, der er nicht widerstehen kann. Denn hat er wohl über den Gegenstand und die Folgen seiner Liebe nachgedacht?

Althausen.

(bey Seite) Ha! sie weiß es, daß ich sie liebe!

Baronesse.

Weil ich weiß, daß er Verstand hat, so will ich, daß er ihn auch brauche. Antworte er, liebt er jemand in meinem Hause?

Althausen.

Ja, gnädige Frau, aber Sie wollen mich unglücklich machen. Was kann Ihnen daran liegen, zu erforschen was in meinem Herzen vorgeht! Aber, was sage ich! Sie wissen es schon, und nur darum wollen Sie mir das kühne Geständniß entreissen, um mich mit der letztern Härte zu strafen!

Baronesse.

(für sich) Kühnes Geständniß! — die Liebe macht ihn verwirrt! (laut) Nein, strafen will ich ihn dafür gar nicht, nur, wo möglich aus seiner Verblendung reissen.

Althausen.

Ach Gnädige Frau, da Sie einmal mein Geheimniß wissen, so vernehmen Sie denn auch meinen Entschluß. Wie es auch kommen mag, so werde ich nie aufhö-

aufhören, das göttliche Geschöpf anzubeten —

Baronesse.

(unterbricht ihn) Das ist ein wenig viel gesagt! — Anzubeten — das göttliche Geschöpf — doch einen verblendeten Liebhaber muß man diese Sprache vergeben! —

Althausen.

Nein, die Liebe blendet mich nicht; meine Worte sind weit unter dem, was ich fühle, und das, was ich fühle, weit unter die Schönheit, dem Geiste, dem Herzen meiner Angebeteten, diese Gerechtigkeit würden Sie ihr selbst widerfahren lassen, wenn Sie der Lobspruch nicht erröthen machte!

Baronesse.

Das ist zu viel. Weiß er wohl, daß er auf Kosten der Höflichkeit lebt?

Althausen.

Gegen Sie gnädige Frau?

Baronesse.

Schon gut, ich sehe, das Uebel erfordert schleunige Hülfe. Sey er ruhig! ich billige seine Neigung, wenn er dar-

auf besteht, und von Morgen an soll er glücklich seyn!

Althausen.

Ha, gnädige Frau, Sie spotten mein! Aber ich verdiene bey Gott Ihren Zorn nicht, und ohne Ihren Befehl hätte ich nimmermehr zu sprechen gewagt.

Baronesse.

(bey Seite) Man kann die Sache nicht ernstlicher treiben! (zu Althausen) Friedrich, ich weiß die Gesinnungen seiner Geliebten, und er kann drauf rechnen, daß ihr Loos, aufs geringste, eben so glücklich seyn wird, als seines.

Althausen.

(bey Seite) Sie liebt mich! So weiß sie, wer ich bin? (laut) Ach, gnädige Frau, giebt es auf der Welt einem glücklichern Menschen, als mich? Sie billigen meine Liebe. Sie erlauben mir, mein Leben nur Ihren Diensten zu widmen? (er wirft sich ihr zu Füssen.)

Baronesse.

Er treibt die Erkenntlichkeit zu weit, Friedrich! Steh' er auf, und spreche er in meinen Namen mit Henrietten.

Althausen.

(steht auf) Was soll ich ihr sagen, gnädige Frau?

Baronesse.

Was er für gut findet. Soll ich Ihm etwa erst eingeben, was er ihr sagen soll. O, Er wird schon mit ihr fertig werden.

Althausen.

Aber gnädige Frau, ist sie denn Ihre Vertraute?

Baronesse.

Nein, wahrhaftig nicht, ich habe die Ehre die Ihrige zu seyn. (bey Seite) Er ist nicht bey sich, er dauert mich. (zu Althausen) Nun, wenn ich ihm denn vorschreiben soll, so sage er ihr, daß ich in seine Heyrath mit ihr willige und die Ausstattung besorgen würde!

Althausen.

Seine Heyrath mit ihr! (Pause) Gnädige Frau, davon ist nie die Rede gewesen!

Baronesse.

O am Ende werd' ich ungedultig werden.

werden. Er liebt mein Mädgen, und will sie nicht heyrathen?

Althausen.

Ich liebe sie auch nicht, gnädige Frau

Baronesse.

(bey Seite) Himmel was hör ich, er liebt Jemand im Hause, und Henrietten nicht?

Althausen.

(bey Seite) Von Henrietten spricht sie?

Baronesse.

Friedrich, er will mich hintergehen. Henriette sagt mir keine Unwahrheit, und da er so kühne ist ein Mädgen in meinem Diensten zu lieben, so kann nichts seine Kühnheit entschuldigen, als wenn er sie heyrathet. Bedenke er das, was ich ihm gesagt habe, und laß er mich allein.

Althausen.

Aber gnädige Frau —

Baronesse.

(unterbricht ihn) Ich will allein seyn!

Althausen.

(im Gehen) Ich bin verlohren!

Dreyzehnter Auftritt.

Die Baronesse allein.

Ich fürchte, ich habe entdeckt, was ich nicht wissen wollte! — Es ist ein verkleideter Liebhaber! — Welche Verwegenheit! — Freylich ist er noch jung, es ist ein unbesonnener Streich — er hat die Folgen nicht bedacht! — Irgend ein junger Mensch von gutem Hause, dem Romanlesen den Kopf verdrehet hat. Er schreibt selbst welche. Kein Wunder, daß er die Streiche versucht. Gerechtigkeit zwar muß ich ihm wiederfahren lassen, er hat mir die strengste Ehrerbietung überschritten. Doch dem sey, wie ihm wolle, er muß sogleich aus dem Hause.

Vierzehnter Auftritt.

Von Goldstein. Die Baronesse.

Baronesse.

Ach Herr von Goldstein! — Nun werde ich bald Verse bekommen!

Goldstein.

Ich stehe dafür, und recht gute Arbeit.

Baronesse.

Daran zweifle ich nicht, wenn Sie sie selbst machen!

Goldstein.

O, was das betrift, da werd' ich kein Narr seyn. Ich kaufe sie lieber gemacht, das ist bequemer. Ich habe 10000. bey einem tüchtigen Poeten bestellt. Morgen früh, glaub ich, werden Sie sie wohl bekommen, denn ich habe sie voraus bezahlt. . . . Aber ein dringenderes Geschäfte führt mich zu Ihnen. Kann ich denn nun endlich erfahren, wie ich in Ihrem Herzen angeschrieben stehe.

Baronesse.

Wie ein Mann, den ich sehr hoch schätze.

Goldstein.

Goldstein.

Aber, gnädige Frau! Wenn ein Frauenzimmer zu einem Manne sagt, daß sie ihn hoch schätzt, so ist das gerade so wenig, als wenn ein Mann zu einem Frauenzimmer sagt, daß er sie verehrt! Ein bischen Liebe wäre doch wohl besser, als Hochachtung!

Baronesse.

Sie sprechen so ernsthaft? Ich dachte, als Sie von Liebe sagen, es wäre nur Ihr Scherz.

Goldstein.

Mein Scherz! Sapperment, gnädige Frau! zum Scherz kan Sie niemand lieben. Ihre Augen richten eine schöne Verwüstung an.

Baronesse.

Sie lieben mich also im ganzen Ernste?

Goldstein.

Ja, gnädige Frau, aus ganzer Seele!

Baronesse.

So will ich denn aufrichtig mit Ihnen sprechen! Sie wissen. daß ich Wittbe bin.

Goldstein.

Goldstein.

Desto besser!

Baronesse.

Ich geniesse meine Freyheit, und, dem Himmel sey Dank, ich bin ihrer noch nicht überdrüßig.

Goldstein.

O, Sie sollen bey mir so viel Freyheit haben, als Sie wollen! Sie sollen nicht im geringsten eingeschränkt seyn.

Baronesse.

Denn würde ich mich vermuthlich selbst einschränken. Glauben Sie mir, lieber Herr von Goldstein, in dem Alter in welchen Sie stehen, ist Hymens Joch nicht mehr das sanfteste. Jetzt leben Sie vergnügt, und ruhig, wenn Sie heyrathen, werden Sie finster, mürrisch, launisch werden. Mit einem Worte, ich fürchte, eine Frau würde Sie unglücklich machen.

Goldstein.

Ihr guter Rath sieht bald wie ein Körbchen aus.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette.

(giebt Goldstein einen Brief) Gnädiger Herr, ein pressanter Brief! (wieder ab)

Goldstein.

(Zur Baronesse) Ha! vermuthlich eine Probe meiner Verse! (öfnet den Brief) Nein, doch nicht! Ein Brief von meinen Bruder! Vermuthlich Nachricht von meinem Neffen, von dem ich Ihnen gesagt habe, und der mir so viel Sorge macht! (will hinaus gehen)

Baronesse.

Bleiben Sie doch und lesen Sie!

Goldstein.

Wenn Sie erlauben! (lieset)

Baronesse.

Ich wünsche, daß Sie der Brief beruhigen mag.

Goldstein

Ha! Verwünscht!

Baronesse.

Was haben Sie?

Goldstein.

Mein Neffe, Karl Althausen ist hier, und das seit 3. Monaten.

Baronesse.

Ach, wenn's nichts mehr ist! Er ist hier, und wird Sie nicht finden können, weil Sie unnöthiger Weise Ihren Namen geändert haben!

Goldstein.

Unnöthiger Weise! gnädige Frau? Einen Menschen im Duell umgebracht zu haben, ist keine Kleinigkeit, und die Sache ist noch nicht abgethan.

Baronesse.

War denn ihr Neffe allein? hatte er Niemand bey sich?

Goldstein.

Mit einem Bedienten, Namens Poller, lautet der Brief, ist er gereißt.

Baronesse.

(bey Seite) Ach, was höre ich! (zu Goldstein) dieser Poller kömmt bisweiln hieher, er ist Bekannter von meinem Bedienten, und einer von beyden kann uns vielleicht Auskunft geben. Henriette!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette.

Gnädige Frau!

Baronesse.

Schicke nach Poller. Er kann Herr von Goldstein einen grosen Dienst erzeigen; auch Friedrich soll sogleich herkommen. (Henriette ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Vorige, ohne Henrietten.

Baronesse.

Seyn Sie ruhig. Sie werden bald erfahren, was aus Ihrem Neffen geworden ist.

Goldstein.

Ach, gnädige Frau, was wird es mir helfen, ihn wieder zu finden! Darf ichs Ihnen sagen! Er ist für mich verlohren, nach der unwürdigen Handlung, durch die er sich verunehret hat, sich, mich, und die ganze Familie.

Baronesse.

Was hat er denn gethan?

Goldstein.

Sein Vater schreibt mir, daß er erfahren hat, und zwar durch Leute, die ihn so gesehen haben, daß er bey einem Frauenzimmer als Bedienter ist!

Baronesse.

(bey Seite) Himmel! Er ist bey mir!

Goldstein.

Sehr verbunden gnädige Frau, für Ihre Theilnehmung! Ich kenne ihr gutes Herz! Denken Sie sich, was ich leide! ... Sich zum Bedienten zu erniedrigen, der Sohn einer solchen Familie, der einzige Sohn!

Baronesse.

Vielleicht aber, daß er in das Frauenzimmer verliebt ist, in deren Dienste er gegangen ist.

Goldstein.

Nun zum Henker, warum giebt er sich nicht für das aus, was er ist! das müßte eine Pretiöse seyn, die ihn ausschlüge!

Baronesse.

Sie haben mir gesagt, er säher gut aus, hätte viel Verstand!

Goldstein.

O Verstand genug! Aber keine Ueberlegung! Womit glauben Sie wohl, daß er sich abgiebt? Romane macht er! Eine schöne Beschäftigung.

Baronesse.

Romane? Nun das unterhält doch!

Goldstein.

Ja, Romane, und noch mehr, auch Verse!.. Verse und Romanen schreiben! Muß das Zeug nicht auch den besten Kopf verrücken? Gott soll bewahren! Nun fehlt nichts mehr, als daß er noch Komödien macht.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Althausen.

Althausen.

Sie haben befohlen, gnädige Frau —

Baronesse.

Friedrich, Herr von Goldstein ist we-

gen seines Neffens in Unruhe; er weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Vielleicht hat er ihn gekannt, da Er auch aus Cassel ist, und kann ihm Auskunft geben. Er heißt Karl Althausen.

Althausen.

(bey Seite) Was hör' ich! Er mein Oncle? Ha! was soll aus mir werden!

Baronesse.

(bey Seite) Welche Lage! Ich fühle sie mit ihm ... der arme Mann!

Goldstein.

(zur Baronesse) Er scheint bestürzt! Er wird wohl von ihm wissen!

Baronesse.

Sprechen Sie ihn sanft an. Erschrecken Sie ihn nicht.

Goldstein.

(zu Althausen) Komm Herr, Schurke. — Nein Nein .. Sey nur ruhig, guter Freund. Ich sage nicht, daß du mit meinem Neffen einverstanden bist. Du kennst ihn also?

Althausen.

Ja, gnädiger Herr!

Goldstein.

So weißt du vermuthlich auch den tollen Streich, den er gemacht hat?

Althausen.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber schütten Sie nicht Ihren Zorn über ihn aus. Er ist durch seinen Fehler selbst schärfer bestraft, als Sie ihn strafen könnten; er wird von seiner Geliebten verachtet. Ist das Ihnen nicht Rache genug?

Goldstein.

(zur Baronesse) Den armen Teufel stehen die Thränen im Auge, er nimmt erstaunend viel Antheil an meinen Neffen. (die Baronesse wendet sich sehr bewegt weg) Nun mache nur, daß er mir vor Augen kömmt, aber so, daß ich mich seiner nicht zu schämen brauche. Du weißt wo er ist?

Althausen.

Nein, gnädiger Herr, das weiß ich nicht. (bey Seite) Ach, wenn ich in ihrer Gegenwart entdeckt würde!

Goldstein.

Aber, da du weißt, daß er bey ei-

ner Dame ist — Bey einer Dame — Es wird eine schöne Dame seyn. So eine —

Althausen.

Ha! wer darf das sagen!

Goldstein.

Nu nu! Ich berufe mich auf Sie gnädige Frau! Eine Dame, die solche Bediente hat!

Baronesse.

Da kommt Poller!

Goldstein.

Ach Ach! gut!

Althausen.

(bey Seite) Nun ist alles verloren.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Poller. Henriette.

Henriette.

(zu Poller.) Wenn du ihm von dem Nachricht geben kannst, den er sucht, so ist dein Glück gemacht.

Poller.

Poller.

O die Gelegenheit werd' ich nicht vorbey lassen! Wen sucht er denn?

Henriette.

Das wird er dir selbst sagen! (zu Goldstein) Herr von Goldstein, hier ist Poller, der ehrliche Junge, den Sie sprechen wollen!

(Althausen winkt Pollern.)

Poller.

Gnädiger Herr, es ist ganz ausserordentlich schmeichelhaft für mich, daß mein günstiges Gestirn mir die Ehre und das Vergnügen Dero Bekanntschaft —

Goldstein.

(faßt ihm beym Kragen) Ohne Complimente. Antworte kurz! —

Poller.

Unterthäniger Diener . . . (nach Henrietten zu) Heißt das mein Glück gemacht?

Goldstein.

Wo ist Karl Althausen? Mein Neffe? Sprich! Wo ist er hingekommen?

Poller.

Karl Althausen, gnädiger Herr? (zu Henrietten) Ach Spitzbübin!

Goldstein.

Was hast du mit meinem Neffen gemacht?

Poller.

(zu Althausen) Friedrich, weißt Du nicht, wo er ist?

Althausen.

(heimlich) Nenne mich nicht!

Goldstein.

Wenn du nicht antworten willst, schick' ich nach der Wache!

Poller.

(zu Althausen kläglich) Friedrich, nach der Wache! (Althausen winkt ihm!)

Goldstein.

Wirst du reden?

Poller.

Nun! was das für Umstände sind – . Ich selbst bin Ihr Neffe, Sehen Sie zu, ob Sie mein Oncle seyn wollen!

Baronesse.

(bey Seite) Der Betrüger!

Poller.

Poller.

(zu Goldstein) So seinen Neffen zu behandeln! das Blut behauptet seine Rechte gar nicht mehr!

Henriette.

(zu Goldstein) Glauben Sie ihm nicht. Er hintergeht Sie. Er heißt Poller, Ich kenn ihn schon auf sechs Jahr.

Goldstein.

Wie, Schurke! du unterfängst dich, dich für meinen Neffen auszugeben, und bist nur sein Bedienter? Geh gleich eins und hohle —

Poller.

(unterbricht ihn) O, bemühen Sie sich nicht (zu Althausen) Höre, Friedrich, erspare mir doch die Indiskretion. Gestehen nur, daß du selbst Karl Althausen bist, da ichs nicht seyn darf.

Althausen.

(wirft sich Goldstein zu Füssen) Hier sehen Sie ihren Neffen, ihren unwürdigen Neffen.

Henriette.

(zu Pollern) Er? Althausen!

Poller.

Poller.

(zu Henrietten) Ich gratulire zu deiner Eroberung!

Baronesse.

(zu Althausen) Und wodurch, mein Herr, habe ich einen so kühnen, einen so beleidigenden Schritt verdient?

Althausen.

(steht auf) Ich habe keine Rechtfertigung. Nur die einzige Entschuldigung lassen Sie gelten, gnädige Frau, daß ich in Ihren Diensten niemals die strengste Ehrerbietung überschritten habe.

Goldstein.

(zur Baronesse) Ist das wahr? gnädige Frau?

Baronesse.

Ich kann ihm hierin nicht wiedersprechen, und hab' ich ihn auch damit bey mir selbst entschuldigt. Dem ungeachtet muß ich mich über seine Unbesonnenheit beklagen, er hat mich einen Gerüchte ausgesetzt, das ich nicht verdient habe, und Friedrich muß auf immer entsagen, mich zu sehen. Doch soll er nicht ohne Belohnung von mir, ich erkenne die

Dienste, die er mir geleistet hat, und schätze die, die er mir hat leisten wollen, (zu Althausen, indem sie ihm ein goldenes Kästgen giebt.) Nehmen Sie dieses Andenken. Ich glaubte Sie zu beleidigen, wenn ich Sie anders hätte bezahlen wollen.

Althausen.

Gnädige Frau!

Baronesse.

(unterbricht ihn) Nehmen Sie, sag ich — — (Althausen nimmt es) Leben Sie wohl, Friedrich! (ab)

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. ohne die Baronin.

Goldstein.

(zu Althausen) Sie hat dich zum besten, lieber Neffe, aber tröste dich, Sie hat mir auch den Korb gegeben, mir!

Althausen.

(öfnet das Kästgen) Was seh' ich! Ihr Bild!

Goldstein.

Goldstein.

Ihr Bild? ... Ach du Schurke! .. Laß mich sehen! (besieht es) Ja, wahrhaftig! ... Du bist zu glücklich! ... Gieb mirs, du bekömmst das Original.

Althausen.

Wie? das glauben Sie? ... Vielleicht hat sie sich vergriffen!

Goldstein.

Lauf geschwind zu ihr. — Aber wechsle vorher die Kleider. Friedrich hat sie abgedankt. Karl Althausen wird sie annehmen.

Althausen.

(küßt das Bild) Ha! wer ist glücklicher, als ich! (läuft ab, Goldstein nach.)

Poller.

(zu Henrietten) Adieu, getreue Henriette!

Henriette.

Komm, komm! du wirst doch Scherz verstehen!

Poller.

O! du sollst mich nicht wieder betrügen! (läuft ab, Henriette nach.)

Bm.

III.

Mädchenfreundschaft.

Eine Erzehlung.

„Unsers Pfarrers Tochter will in die Wochen kommen,“ so lief leise und verstohlen ein Gerücht durch ganz Thalberg. Es war eilf Uhr Vormittags, als es zu den Ohren der Frau Einnehmerin drang, die eben am Heerde stand, um das Essen zu bereiten. Unter dem neugierigen und geschwätzigen Weibern des Städtchens war die Frau Einnehmerin die neugierigste und geschwätzigste. Ihr Hauß glich dem Aufenthalte der Fama beym Ovid darinn vollkommen, daß es stets jedem Schwätzer offen stand, das leve vulgus ab und zu gieng,

alles

alles hinein getragen wurde, was in ihrer kleinen Welt vorfiel, und jede Neuigkeit vergrössert und ausgebildet sich daraus verbreitete. Unter ihren regulären Zuträgern stand des Visitators Frau oben an, ex officio jeden neuen Vorfall hinterbringen mußte. Die ungewöhnliche Stunde, zu welcher jetzt diese Frau erschien, — denn sonst war die gesetzte Zeit im Zwielicht beym Spinnrad' — ließ gleich der Einnehmerin etwas ausserordentliches ahnden.

„Ich wette, was neues" — rief sie der Alten entgegen. — „Und wieder nichts Gutes," antwortete die Alte, — „denn kurz und gut, — denn wir wollen heut' Abend weiter drüber sprechen — Pastors Rickchen will den Papa zum Großvater machen."

Die Einnehmerin blieb versteinert stehen. Alle Sinnenwerkzeuge schlossen sich auf, um die unerhörte Mähre zu fassen. „Pastors Rickchen?" — stammelte sie nach einer langen Pause. Und

nun

nun gieng das Fragen an, wie das geschehen wäre, und seit wenn, und wer der Vater wäre, und woher sie's wüßte, und was der Alte dazu sagen würde, und derley Sachen mehr. Aber das ganze Gespräch abzuschreiben, dazu ehren wir unsrer Leser Geduld und unsre Zeit zu sehr. Genug, daß unsre Frau nun die Hauptsache wußte. Die Alte bat noch unter der Thür, ja Niemand etwas wieder zu sagen, sie menge sich nicht gern in geistliche Händel, es wäre doch ihr Beichtvater gewesen, und von dem spreche sie niemals Böses. „Sie kennt mich ja!“ rief ihr die Einnehmerin nach.

Noch konnte diese das Gerücht nicht fassen. In sich versunken saß sie da, und grübelte nach, ob sie nicht selbst etwas bemerkt hätte, da ihr sonst doch nichts entgienge, und wer nur der Vater seyn möchte. Sie schwatzte und stritt mit sich selbst, da zum Unglück niemand da war, dem sies erzehlen konnte; und als sie zusammengereimt und getheilt, verglichen und geschlossen hatte, giengs

ihr wie dem weissen Sokrates, sie gestand am Ende, daß Sie nichts wisse. — Das Geheimniß bis nach Tische bey sich zu behalten, wo sie eine Frau Gevatterin erwartete, war unausstehlich. Dem Manne durfte sie mit solchen Possen nicht kommen, wenn sie nicht Semmelklatsche genennt seyn, (denn diesen Ehrentitel gab er ihr vor ihrer Herkunft) oder gar seinen starken Arm fühlen wollte. Aber dießmal dachte sie, würde die Wichtigkeit der Sache eine Ausnahme machen. „Stell' dir vor, mein Kind," — rief sie in die Accisstube, — aber das Geheimniß erstickte in der Geburt. Denn der Mann, dem die groben Fuhrleute und Accisdefraudanten den Kopf warm gemacht hatten, führte sie unsanft zur Thüre hinaus.

Die Sache war gar zu wichtig, als daß sie nicht zuerst sie hätte in Umlauf bringen sollen. Schnell vertauschte sie die beräucherte Nachtmütze mit der Haube, warf ihren Mantel um, ließ die Suppe überlaufen und die Klöse verbrennen, und lief in aller Eil, in Pantoffeln,

zur

zur Frau Gevatterin Schnitt, deren Mann ehedem Feldscherer gewesen und jetzt Arzt in Thalberg war. „Denken Sie, denken Sie, Frau Gevatterin, rief sie ihr athemlos zu, ehe sie noch die Stubenthür geöfnet hatte, was wir wieder einmal für eine Comödie erleben! Ein wahres Skandal! Das wird Lärm geben. Zucht und Ehre ist ganz ausgestorben. Wenn das in geistlichen Häusern geschicht! Und da eifert er und schlägt auf die Kanzel wider die Hurerey, und sein eignes Hauß ist ein Tempel der schnöden Lüste!“

Die Frau Gevatterin verstand von alle dem kein Wort. Sie warf den Knaben, den sie auf dem Schoose hatte, schnell in die Wiege, vergaß aus Neugier die Einnehmerin zum Niedersitzen zu nöthigen, und bat nur um schnelle Erklärung der mystischen Worte. „Denken Sie, Frau Gevatterin, — Sie werden mir's nicht glauben, — denken Sie nur — aber so wahr ich vor Ihnen stehe, es ist keine Lüge — Sie werden Ihr blaues Wunder hören! So was zu erleben. Der alte Mann dauert mich doch!

Frau Schnitt. Aber wer denn? Was ist denn da zu erleben?

Einnehmerin. Nun, mit einem Worte, ich bin kein Lästermaul, und habs auch nicht erfunden, und behüte mich Gott, daß ich unserm Herrn Magister so etwas nachsagen sollte, aber es wird nur gar zu bald in aller Leute Mäulern seyn, — Rickchen will in die Wochen kommen!

„Gott bewahre!“ rief Frau Schnitt, und schlug die Hände zusammen. „Rickchen? das ist unmöglich wahr!“

„Wenn ichs nicht aus sichrer Hand hätte, würd ichs nicht nachreden. Die Visitatorn, die in der Pfarre ein und ausgeht, hat mirs gesagt.“

„Ja, wenn das ist — aber sagen Sie mir in aller weiten Gottes Welt! von wem muß das Kind seyn?“

„Darüber hab' ich mir auch schon den Kopf zerbrochen. Von jungen ledigen

gen Leuten von honoratiores, — denn mit schlechten wird sie sich doch nicht abgegeben haben, will ich hoffen, — wen giebts denn da auser den Junker, und der kann nicht drey zählen, — der Pinsel wurde schon blutroth, als ich ihm an der Kirmse ein Mäulchen gab, — und hernach ist der Substitute, der wird sich doch nicht haben blenden lassen, — aber der ist so in seine Sterne vertieft, daß er ganze Nächte mit dem Tubius am Fenster liegt —“

„Der ists nicht,“ unterbrach sie Frau Schnitt — Sie hatt' ihm als Beichtvater, manche kleine Uebertretungen in puncto puncti gestanden, die er ihr scharf erwiesen hatte. — Ich hoffe doch nicht, daß ein verheyratheter Mann —“

„Frau Schnitt!“ rief die Einnehmerin mit gerunzelter Stirne, — sie beweinte oft im Stillen die Auswanderungen ihres Mannes —

„Oder sonst ein hübscher Bürger Pursche, fuhr jene fort, um sie zu besänftigen; wüßten Sie einen?“

„Keinen, auser den Tischergesellen, der sonst Soldat war, der gieng manchmal hin — oder — o ich habs, ich habs! der junge Feld, der Kirchvaterssohn, der geht immer für seinen Vater in die Pfarre, und lernt beym Substituten Sotremie, oder, wie's heißt, der, der ists.“

„Oder der Apothecker,“ rief Frau Schnitt. (Sie war ihm nicht gut, weil er ihrem Manne ins Handwerk griff.) Der lief auch immer hin, und es hieß, er kurirte da, — schön hat er kurirt, — es ist kein andrer, als der!“

Die zwey Weiber konnten über den Urheber dieses Gräuels nicht einig werden. Am Ende schien ihnen nicht unmöglich, beyde könnten Theil daran haben.

„S' ist mir längst so vorgekommen“, nahm die Einnehmerin das Wort. „Gieng sie nicht immer so locker geschnürt? Sah sie nicht immer so blaß aus? Ich wollt' es Ihnen auch immer sagen, aber ich bin nicht gern mit dem Maule vorweg.“

Frau Schnitt, die selbst gar nicht ehrenfest war, zog, wie das dergleichen Weiber thun, am heftigsten gegen die Angeklagte los. „Haben wir uns nicht oft genug über ihre Aufführung geärgert, Frau Gevatterin. War nicht immer ihr Betragen so frey, daß wir Weiber uns schämten? Sprach sie nicht oft von Dingen, die keine Jungfer im Mund nehmen sollte, von Männern, von Kindererziehen? Streckte sie nicht bey Pfänderspielen das Gesicht zum Küssen so unbefangen hin, als ob ein Kuß für ein Mädchen nichts wäre? Lief sie nicht oft früh fort, und kam erst spät Abends wieder nach Hauße? Es hießen Besuche bey andern Pfarrerstöchtern, aber es waren lauter Bestellungen, Frau Gevatterin, lauter Verabredungen. Wenn ihre gute selige Mutter noch lebte! Und ich habe oft so etwas einfliessen lassen, wenn sie bey mir war, von Zucht und Ehrbarkeit, und, was glauben Sie? das Ding rümpfte die Nase. Nun, Hochmuth kömmt vorm Falle. Von ihrer Fräulein, bey der sie tag täglich lag, hat sie dies nicht

gelernt. Das ist ein sittsames, ehrbares Mädchen."

Unter solchen Gesprächen war eine ganze Stunde verflossen, und sie wären in ihren Raisonnements und Conjecturen fortgefahren, hätte nicht der Knabe des Einnehmers seiner Mutter berichtet, daß sein Vater fluchend auf sie und das Mittagsessen warte. Ungern riß sie sich los, aber sie kannte ihren Mann. Sie empfahl der Feldscheererin Stillschweigen, vertröstete sie auf nähere Nachricht, und eilte fort.

Frau Schnitt brachte nun die Sache bey sich aufs Reine. Oft kam ihr der Mann sehr zu ungelegener Zeit, aber heute konnte sie ihn nicht erwarten. Endlich kam er, und den Scheerbeutel unterm Arm, und die Kanne in der Hand mußte er hören, daß Pfarrers Rickchen in acht Wochen vom Apothecker niederkommen werde, daß der alte Pfarrer sie erschrecklich geschlagen, und ihr verboten wäre, jemals wieder das Schloß zu betreten.

— So

— So waren nun der beyden Weiber Vermuthungen zur Gewißheit worden.

Herr Schnitt war der rechte Mann, ein Geheimniß zu verbreiten. Jeder Kunde, den er den Bart schor, vertraute er es unter dem heiligen Siegel der Verschwiegenheit. Noch den Nachmittag kamen die Einnehmerin, Frau Schnitt, die Frau Strasenbereiterin und Jungfer Wandeln zusammen, und diese Trompeder Fama bließen die Mähre in ganz Thalberg aus.

Ein schöner Geist, der sich eine Zeitlang in Thalberg aufgehalten, um an dem wohlfeilen Orte seine Finanzen in Ordnung zu bringen, nannte das Städtchen nur den Sitz Famens. Darin hatte er allerdings Recht, daß die Leute, und besonders die Weiber jeder Neuigkeit willig Zugang verliehen, Wahres und Falsches für baare Münze annahmen, und es wieder an Mann zu bringen eilten. Aber Thalberg hat das wohl mit allen Städtchen der Art gemein. Dinge von

Wichtigkeit fallen da selten vor, man faßt also jedes auf, und macht es zu etwas Wichtigen, man hat, zumal im Winter, die Vergnügungen nicht, die den Städter unterhalten, und so schwatzt man. Besonders bezüchtigte jener schöne Geist das zartere Geschlecht der Zungensünden. Aber man munkelte, er habe eine besondere Ursache, den Damen in Thalberg, nicht gewogen zu seyn. Und das glaube ich auch, denn schwatzen wir Männer denn wirklich weniger, als die Weiber? Nur im Gegenstande des Gesprächs liegt der Unterschied. Man gehe in Clubbs, in denen sich Literatoren und Gelehrte versammeln? Man prahlt mit seiner Gelehrsamkeit, glänzt mit seinem Witze, zieht andre durch, jagt nach gelehrten Anekdoten. Oder, man höre die Politiker. Sie raisonniren über die bedenkliche Lage des Kaysers, schlagen im Geist die Türken, zürnen auf die saumseligen Russen, alliiren halb Europa, und kündigen der andern Hälfte den Krieg an. Die Weiber hingegen schwatzen von Dingen, die uns nicht interessiren, und wir

lachen

lachen darüber. Aber auch sie interessiren unsere Neuigkeiten nicht, und sie lachen, wenn sie einen mit einem Journale in die Gesellschaft kommen sehen, der mit wichtiger Mine seinem Freunde zeigt, daß die Berliner abermals einen tüchtig abgeführt haben. Wer hat nun Recht den Andern auszulachen? — Warlich, oft sind die Schwätzereyen der Weiber weit unschädlicher, als unsere!

Doch unterdessen daß unsre Weiber schwatzen, müssen wir in die Geschichte zurückgehn, und uns mit den übrigen Personen näher bekannt machen.

Das Schloß und Städchen Thalberg gehörte dem Oberst Warner erb und eigenthümlich zu. Er war von Jugend auf Soldat, und hatte sich durch seine Bravour schnell in die Höhe geschwungen. Es würde ihn nicht gefehlt haben, sich zu den höchsten Würden beym Militair zu erheben, hätten ihn unbesonnene Hitze einst in einen Ehrenhandel verwickelt. Er wußte, daß der Fürst keine Duelle duldete, und fand es daher

rathsamer, den Abschied zu nehmen. Seit der Zeit lebte er auf seinem Guthe Thalberg, mit der Oekonomie und der Erziehung seiner Tochter beschäftigt. So sehr er sonst die Welt geliebt hatte, so sehr hatte er sich jetzt aus ihr zurückgezogen. Sein einziger Umgang waren die beyden Pfarrer, die er gegen die Gewohnheit von seines Gleichen, ehrte und liebte, weil sie rechtschaffene Männer, und keine Zeloten waren. Alle seine Unterthanen liebten ihn, denn er war der beste Mann, wenn ihn nicht der Zorn blendete, den er alsdenn durchaus nicht zu bändigen wußte. Diesen zu mässigen, daran arbeiteten unermüdet der alte Pfarrer, und des Obersten Tochter Henriette. Von diesem lieben Mädchen ließ er sich am liebsten leiten. Ueberlief ihn einmal der Zorn, so setzte sie sich schnell ans Clavier, und verscheuchte seinen bösen Geist. Wenn sie das that, merkte er gleich ihre Absicht, gieng, und fiel ihr um den Halß. Das Mädchen hatte sein ganzes Herz; immer wollt' er's ihr nicht so merken lassen, und immer

mer verrieth er sich. Auch verdiente sie seine Liebe, nicht darum, weil sie seine einzige Tochter, nicht darum, weil sie ein schönes Mädchen war, sondern wegen der grosen Gaben ihres Geistes und Herzens. Die Sanftmuth der Seele mahlte sich in dem großen blauen Auge und der ofnen Stirn, in dem süssen Lächeln ihrer Wangen. Das einzige, was der Vater an ihr tadelte, war ihr oft stilles zurückhaltendes Betragen, und ihr Hang zu Schwärmerey, den sie durch Lectüre empfindsamer Schriften nährte. Er fürchtete mit Recht von diesen Schriften für die Moralität, aber für seine Tochter daraus etwas nachtheiliges zu fürchten, dazu hatte er zu feste Begriffe von ihrer Tugend. Noch weniger konnte er diesen Hang zur Empfindeley an seinen Neffen leiden, über dessen Blödigkeit wir schon die Frau Einnehmerin haben spotten hören, den er nach seiner Eltern frühen Absterben erzog. Denn oft fand er ihn, wie er Henrietten aus Siegwart oder Adolfs Briefen vorlas. „Ein Kerl von achtzehen Jahren," sprach er dann zu

ihm, „kann seine Zeit mit so unnützem Zeuge vertändeln, die nervenkranke Schwächlinge geträumet haben! Wie ich so alt war, wie du, trug ich schon die Estandarte, und wo's am wildesten hergieng, da trieb mich's hin. Du liegst lieber in der warmen Stube am Fenster, und guckst nach dem Mond. — Fritz, nun mußt du mir bald zur Armee." — Um seine Tochter von diesem Hange abzuziehen, und sie muntrer zu machen, hatte er ihr des Pfarrers Tochter, Friedericke, zur Gesellschafterin erwählt. Dieses Mädchen war fast ganz das Gegentheil von dem Fräulein. Das nußbraune Auge, von gleichfarbigen Winpern beschattet, die heitre sorgenlose Stirn, die immer lächelnde oft spöttelnde Miene verriethen gleich das frohe, mit sich und aller Welt zufriedene Mädchen. Je mehr der Oberst selbst zur Heiterkeit geneigt war, desto mehr hatte das Mädchen seine Liebe gewonnen. Er nannte sie nur seine zweyte Tochter. Daß sie eine ausgemachte Feindin von Schwärmerey und Empfindeley war, hatte sie vollends fest in sein

Herz gesetzt. Sie las auch gern, aber nur dann, wenn ihre Wirthschafts- und Haußgeschäfte alle beendigt waren, wenn kein Armer oder Kranker in Thalberg war, den sie trösten und besuchen konnte. Dann las sie auch mit unter Romane und Gedichte, aber mit Auswahl. Tom Jones und Amalie waren ihr darunter die liebsten, und Sophiens Reisen ihr Handbuch.

Diese beyden Mädchen waren, wie man leicht denken kann, die innigsten Freundinnen geworden. Die Verschiedenheit ihrer Charaktere trug nicht wenig dazu bey, sie enger an einander zu binden. Oft fühlten beyde, Henriette, daß sie zu schwärmerisch und traurig, und Friedericke, daß sie zu ausgelassen war. Jede stimmte daher gern in den Ton der andern, und beyde waren so unzertrennlich von einander, daß sie kein größeres Uebel fürchteten, als vielleicht einst nicht mehr beysammen zu seyn, und jede oft der andern schwur, willig für sie ihr Leben aufzuopfern.

Friedericke nun, dieses liebe Mädchen, deren Aufführung bisher immer so untadelhaft, deren Ruf immer so unbescholten gewesen, ward auf einmal der Gegenstand des Gesprächs aller Lästerzungen Thalbergs. Die Sage hatte sich auch darum so schnell verbreitet, weil die obgenannten Weiber ihr nicht hold waren, und sie deswegen beneideten, daß sie der Achtung und des Umgangs der Herrschaft weit mehr genoß, als sie. — Wo man nur in eine Strase kam, da sah man ein paar Bürgersweiber stehen, die einander ins Ohr raunten, und dabey nach dem Pfarrhause zeigten. Aber was war denn nun eigentlich an diesem verläumderischen Gerücht? Denn selten ist's doch, daß gar nichts Wahres an so einer allgemeinen Sage seyn sollte. Was wir unsern Lesern jetzt mittheilen können, ist folgendes.

Als einst der Oberste auf einige Tage verreiset war, hatten die beyden Freundinnen bey fest verschlossenen Thüren ein Gespräch mit einander, worüber

sie das Abendessen vergessen. Gegen eilf Uhr erst brach Friedericke, ganz gegen ihre Gewohnheit auf, und beyde weinten beym Abschied. Das sah Henriettens Mädchen, weiter aber wußte sie nichts. —

Als der Oberst zurück kam, fand er seine Töchter niedergeschlagen. Am meisten befremdete ihn das an seiner zweyten Tochter. Er gieng eben in seinem Garten spazieren, und besah die neuerbaute Grotte, als er Friedericken kommen sah. Er winkte ihr, und langsam kam sie daher. „Aber," fieng er an, „wirst du mir nicht endlich sagen, was Dir fehlt. Ist das mein liebes muntres Rickchen, das mir sonst entgegen hüpfte, überall, wohin sie kam, Leben verbreitet? Willst du was haben, so sag's! hab' ich Dir jemals was abgeschlagen? — Aber eins, — wenn Du das verlangst, das thut mir leid, das kann ich Dir nicht gleich schaffen — einen Mann."

gelernt. Das ist ein sittsames, ehrbares Mädchen.“

Unter solchen Gesprächen war eine ganze Stunde verflossen, und sie wären in ihren Raisonnements und Conjecturen fortgefahren, hätte nicht der Knabe des Einnehmers seiner Mutter berichtet, daß sein Vater fluchend auf sie und das Mittagsessen warte. Ungern riß sie sich los, aber sie kannte ihren Mann. Sie empfahl der Feldscheererin Stillschweigen, vertröstete sie auf nähere Nachricht, und eilte fort.

Frau Schnitt brachte nun die Sache bey sich aufs Reine. Oft kam ihr der Mann sehr zu ungelegener Zeit, aber heute konnte sie ihn nicht erwarten. Endlich kam er, und den Scheerbeutel unterm Arm, und die Kanne in der Hand mußte er hören, daß Pfarrers Rickchen in acht Wochen vom Apothecker niederkommen werde, daß der alte Pfarrer sie erschrecklich geschlagen, und ihr verboten wäre, jemals wieder das Schloß zu betreten.

— So

— So waren nun der beyden Weiber Vermuthungen zur Gewißheit worden.

Herr Schnitt war der rechte Mann, ein Geheimniß zu verbreiten. Jeder Kunde, den er den Bart schor, vertraute er es unter dem heiligen Siegel der Verschwiegenheit. Noch den Nachmittag kamen die Einnehmerin, Frau Schnitt, die Frau Strasenbereiterin und Jungfer Wandeln zusammen, und diese Trompeder Fama bließen die Mähre in ganz Thalberg aus.

Ein schöner Geist, der sich eine Zeitlang in Thalberg aufgehalten, um an dem wohlfeilen Orte seine Finanzen in Ordnung zu bringen, nannte das Städtchen nur den Sitz Famens. Darin hatte er allerdings Recht, daß die Leute, und besonders die Weiber jeder Neuigkeit willig Zugang verliehen, Wahres und Falsches für baare Münze annahmen, und es wieder an Mann zu bringen eilten. Aber Thalberg hat das wohl mit allen Städtchen der Art gemein. Dinge von

Wichtigkeit fallen da selten vor, man faßt also jedes auf, und macht es zu etwas Wichtigen, man hat, zumal im Winter, die Vergnügungen nicht, die den Städter unterhalten, und so schwatzt man. Besonders bezüchtigte jener schöne Geist das zartere Geschlecht der Zungensünden. Aber man munkelte, er habe eine besondere Ursache, den Damen in Thalberg nicht gewogen zu seyn. Und das glaube ich auch, denn schwatzen wir Männer denn wirklich weniger, als die Weiber? Nur im Gegenstande des Gesprächs liegt der Unterschied. Man gehe in Clubbs, in denen sich Literatoren und Gelehrte versammeln? Man prahlt mit seiner Gelehrsamkeit, glänzt mit seinem Witze, zieht andre durch, jagt nach gelehrten Anekdoten. Oder, man höre die Politiker. Sie raisonniren über die bedenkliche Lage des Kaysers, schlagen im Geist die Türken, zürnen auf die saumseligen Russen, alliiren halb Europa, und kündigen der andern Hälfte den Krieg an. Die Weiber hingegen schwatzen von Dingen, die uns nicht interessiren, und wir lachen

lachen darüber. Aber auch sie interessiren unsere Neuigkeiten nicht, und sie lachen, wenn sie einen mit einem Journale in die Gesellschaft kommen sehen, der mit wichtiger Mine seinem Freunde zeigt, daß die Berliner abermals einen tüchtig abgeführt haben. Wer hat nun Recht den Andern auszulachen? — Warlich, oft sind die Schwätzereyen der Weiber weit unschädlicher, als unsere!

Doch unterdessen daß unsre Weiber schwatzen, müssen wir in die Geschichte zurückgehn, und uns mit den übrigen Personen näher bekannt machen.

Das Schloß und Städchen Thalberg gehörte dem Oberst Warner erb und eigenthümlich zu. Er war von Jugend auf Soldat, und hatte sich durch seine Bravour schnell in die Höhe geschwungen. Es würde ihn nicht gefehlt haben, sich zu den höchsten Würden beym Militair zu erheben, hätten ihn unbesonnene Hitze einst in einen Ehrenhandel verwickelt. Er wußte, daß der Fürst keine Duelle duldete, und fand es daher rathsa-

rathsamer, den Abschied zu nehmen. Seit der Zeit lebte er auf seinem Guthe Thalberg, mit der Oekonomie und der Erziehung seiner Tochter beschäftigt. So sehr er sonst die Welt geliebt hatte, so sehr hatte er sich jetzt aus ihr zurückgezogen. Sein einziger Umgang waren die beyden Pfarrer, die er gegen die Gewohnheit von seines Gleichen, ehrte und liebte, weil sie rechtschaffene Männer, und keine Zeloten waren. Alle seine Unterthanen liebten ihn, denn er war der beste Mann, wenn ihn nicht der Zorn blendete, den er alsdenn durchaus nicht zu bändigen wußte. Diesen zu mässigen, daran arbeiteten unermüdet der alte Pfarrer, und des Obersten Tochter Henriette. Von diesem lieben Mädchen ließ er sich am liebsten leiten. Ueberlief ihn einmal der Zorn, so setzte sie sich schnell ans Clavier, und verscheuchte seinen bösen Geist. Wenn sie das that, merkte er gleich ihre Absicht, gieng, und fiel ihr um den Halß. Das Mädchen hatte sein ganzes Herz; immer wollt' er's ihr nicht so merken lassen, und immer

mer verrieth er sich. Auch verdiente sie seine Liebe, nicht darum, weil sie seine einzige Tochter, nicht darum, weil sie ein schönes Mädchen war, sondern wegen der grosen Gaben ihres Geistes und Herzens. Die Sanftmuth der Seele mahlte sich in dem großen blauen Auge und der ofnen Stirn, in dem süssen Lächeln ihrer Wangen. Das einzige, was der Vater an ihr tadelte, war ihr oft stilles zurückhaltendes Betragen, und ihr Hang zu Schwärmerey, den sie durch Lectüre empfindsamer Schriften nährte. Er fürchtete mit Recht von diesen Schriften für die Moralität, aber für seine Tochter daraus etwas nachtheiliges zu fürchten, dazu hatte er zu feste Begriffe von ihrer Tugend. Noch weniger konnte er diesen Hang zur Empfindeley an seinen Neffen leiden, über dessen Blödigkeit wir schon die Frau Einnehmerin haben spotten hören, den er nach seiner Eltern frühen Absterben erzog. Denn oft fand er ihn, wie er Henrietten aus Siegwart oder Adolfs Briefen vorlas. „Ein Kerl von achtzehen Jahren," sprach er dann zu

ihm, „kann seine Zeit mit so unnützem Zeuge vertändeln, die nervenkranke Schwächlinge geträumet haben! Wie ich so alt war, wie du, trug ich schon die Estandarte, und wo's am wildesten hergieng, da trieb mich's hin. Du liegst lieber in der warmen Stube am Fenster, und guckst nach dem Mond. — Fritz, nun mußt du mir bald zur Armee." — Um seine Tochter von diesem Hange abzuziehen, und sie muntrer zu machen, hatte er ihr des Pfarrers Tochter, Friedericke, zur Gesellschafterin erwählt. Dieses Mädchen war fast ganz das Gegentheil von dem Fräulein. Das nußbraune Auge, von gleichfarbigen Winpern beschattet, die heitre sorgenlose Stirn, die immer lächelnde oft spöttelnde Miene verriethen gleich das frohe, mit sich und aller Welt zufriedene Mädchen. Je mehr der Oberst selbst zur Heiterkeit geneigt war, desto mehr hatte das Mädchen seine Liebe gewonnen. Er nannte sie nur seine zweyte Tochter. Daß sie eine ausgemachte Feindin von Schwärmerey und Empfindeley war, hatte sie vollends fest in sein

Herz

Herz gesetzt. Sie las auch gern, aber nur dann, wenn ihre Wirthschafts- und Hausgeschäfte alle beendigt waren, wenn kein Armer oder Kranker in Thalberg war, den sie trösten und besuchen konnte. Dann las sie auch mit unter Romane und Gedichte, aber mit Auswahl. Tom Jones und Amalie waren ihr darunter die liebsten, und Sophiens Reisen ihr Handbuch.

Diese beyden Mädchen waren, wie man leicht denken kann, die innigsten Freundinnen geworden. Die Verschiedenheit ihrer Charaktere trug nicht wenig dazu bey, sie enger an einander zu binden. Oft fühlten beyde, Henriette, daß sie zu schwärmerisch und traurig, und Friedericke, daß sie zu ausgelassen war. Jede stimmte daher gern in den Ton der andern, und beyde waren so unzertrennlich von einander, daß sie kein größeres Uebel fürchteten, als vielleicht einst nicht mehr beysammen zu seyn, und jede oft der andern schwur, willig für sie ihr Leben aufzuopfern.

Friedericke nun, dieses liebe Mädchen, deren Aufführung bisher immer so untadelhaft, deren Ruf immer so unbescholten gewesen, ward auf einmal der Gegenstand des Gesprächs aller Lästerzungen Thalbergs. Die Sage hatte sich auch darum so schnell verbreitet, weil die obgenannten Weiber ihr nicht hold waren, und sie deswegen beneideten, daß sie der Achtung und des Umgangs der Herrschaft weit mehr genoß, als sie. — Wo man nur in eine Strase kam, da sah man ein paar Bürgersweiber stehen, die einander ins Ohr raunten, und dabey nach dem Pfarrhause zeigten. Aber was war denn nun eigentlich an diesem verläumderischen Gerücht? Denn selten ist's doch, daß gar nichts Wahres an so einer allgemeinen Sage seyn sollte. Was wir unsern Lesern jetzt mittheilen können, ist folgendes.

Als einst der Oberste auf einige Tage verreiset war, hatten die beyden Freundinnen bey fest verschlossenen Thüren ein Gespräch mit einander, worüber

sie

sie das Abendessen vergessen. Gegen eilf Uhr erst brach Friedericke, ganz gegen ihre Gewohnheit auf, und beyde weinten beym Abschied. Das sah Henriettens Mädchen, weiter aber wußte sie nichts. —

Als der Oberst zurück kam, fand er seine Töchter niedergeschlagen. Am meisten befremdete ihn das an seiner zweyten Tochter. Er gieng eben in seinem Garten spazieren, und besah die neuerbaute Grotte, als er Friedericken kommen sah. Er winkte ihr, und langsam kam sie daher. „Aber," fieng er an, „wirst du mir nicht endlich sagen, was Dir fehlt. Ist das mein liebes muntres Rickchen, das mir sonst entgegen hüpfte, überall, wohin sie kam, Leben verbreitet? Willst du was haben, so sag's! hab' ich Dir jemals was abgeschlagen? — Aber eins, — wenn Du das verlangst, das thut mir leid, das kann ich Dir nicht gleich schaffen — einen Mann."

„O, gnädger Herr“ —, stammelte Friedericke.

„Nun, ist's das? — Bist Du verliebt? Aber das hättest du mir ja wohl gesagt. Nun will etwa der Alte nicht? Laß gut seyn, du sollst ihn haben.“

Sie küßte seine Hand mit Thränen. — „Es ist nicht das!”

„Das nicht? Und was ists denn? Ich dachte, du könntest höchstens nur über das weinen? Rickchen,” sprach er, und wischte ihr mit väterlicher Hand eine Thräne ab, — „sage mir's, bin ich nicht dein Vater?”

Desto gröser ist mein Elend, daß ich diesen Vater beleidigt, schrecklich beleidigt habe. — Ich bin unwerth Ihrer Güte. — Ich bin eine Verworfene. — Ersparen Sie mir das fürchterliche Geständniß. —

Der Oberste ahndete ihr Geheimniß. „Hättest du dich verführen lassen?” rief

er mit gefalteter Stirn. Friedericke bedeckte ihr Gesicht. „Ists so? Fuhr er fort. Sprich, sprich!“ Er faßte sie heftig, als ob er die Antwort erzwingen wollte. Friedericke sank auf die Bank. — „So geh' mir aus den Augen, Hure!“ rief er, und eilte von ihr.

Friedericke wußte, daß er bey den ersten Aufwallungen des Zorns nicht zu besänftigen war. Er tobte für sich aus, und kam immer dann zuerst wieder. So auch itzt. Friedericke blieb in der Grotte, und nachdem der Oberst eine halbe Stunde im Garten murmelnd und schimpfend herumgegangen war, kam er langsam wieder auf sie zu.

Er blieb vor ihr stehen. „Hätte dir das jemand nachgeredet, was du jezt selbst bekennst, ich hätte den Lügner ins Gesicht geschlagen. Und doch ists wahr? Du gestehst selbst, wahr?“ — Und nun fieng er eine lange moralische Predigt an, die wir hier nicht herschreiben, weil sie jeder Leser sich leicht denken kann. Zum

Schluß fragte er: „Und wer ist der Bube, der dich verführt hat?“

Friedericke, die die ganze Zeit in Thränen da gestanden hatte, den Blick tief in sich gesenkt, bat ihn jezt um das Einzige, den Namen verschweigen zu dürfen. — Er gestand es ihr endlich zu. „Und was wird dein alter Vater sagen? Dachtest du nicht, rief er mit bittern Unmuth, an seine graue Haare?“

„Ich bin das verworfenste Geschöpf,“ schluchste Friedericke, „ich habe meine Ehre, mein Alles, meine Glückseligkeit getödtet. Aber wenn ich auch meinen Vater tödtete, — und könnte ich das nicht, wenn er meine Schande erführe? — o gnädger Herr, dann soll der erste Fluß die Mörderin mit allen ihren Leiden begraben. Darum beschwöre ich sie, wenn Sie einen Funken Mitleiden gegen eine arme Unglückliche haben, die einen Fehltritt so schrecklich büssen wird, wenn mein Verbrechen Ihre ehemalige Liebe gegen mich nicht völlig verlöscht hat, so entdecken

cken Sie meinem Vater das Geheimniß nicht. Nicht um meinetwillen. Ich habe das Härteste verdient. Aber um meines Vaters willen. Die Nachricht würde seinen letzten Kräften den Todesstoß geben! Aus erbarmen! Versagen Sie mir das nicht!"

Dem Obersten rollten Thränen auf die Wangen. Sein Zorn war auf einmal verschwunden. „Ich verspreche dirs, meine Tochter;" rief er, und ergriff sie hastig bey der Hand. „Aber wie kann's ihm verhohlen bleiben?"

Darum hören Sie mich, gnädger Herr. Eine Tante von mir, die in einem Städtchen nicht nahe bey uns, lebt, hat schon oft meinen Besuch auf einige Monate verlangt. Izt will ich mich dieses Antrags bedienen. Mein Vater versagt mir die Erlaubniß nicht, dahin will ich. Aber, gnädger Herr, dann noch eine die größte Bitte an Sie. O, schlagen Sie mir sie nicht ab! — Sie fiel ihm zu Füssen, er hob sie sanft auf.

„Sprich, theures — verworfenes Mädchen!„

„Daß Sie mir die Begleitung des Fräuleins gewähren!“

„Weiß meine Tochter Deinen Fall?“ rief er hastig.

„Ja!“ stammelte Friedericke.

“Das dank dir der Teufel;“ schrie der Oberst, und begann seine Strafpredigt von neuen; denn jetzt fiel ihm erst ein, welchen gefährlichen Einfluß der Umgang auf seiner Tochter Unschuld hätte haben können; vorher hatte ihn nur Friedericke selbst beschäftigt. Sie hätte, sagte der besorgte Vater, sogleich aller Bekanntschaft mit seiner Tochter entsagen sollen, statt ihr ihre heillose Geschichte zu hinterbringen. — „Und aus der Begleitung wird nichts, platterdings nichts!“

„Gnädger Herr, nam Friedericke das Wort, fürchten Sie nichts für die Sitten des Fräuleins. Noch seh ich ihr sprachloses Gesicht, als ich ihr zitternd mein Geheimniß vertraute. Mit welcher siegenden Miene der Unschuld sie mich Sünderin

derin niederwarf. Wie sie mich fliehen wollte, und nur mein Flehen sie zurückhielt. O mein Fall wird ihre Tugend nur fester gründen, wenn sie Zeuge meines schrecklichen Schicksals wird. — Sie wissen nicht, wie sehr Sie meinen Jammer lindern, wenn Sie mich erhören. Soll ich, von Elend gebeugt, mit Vorwürfen meines Gewissens beladen, ohne Trost, auch von der Einzigen verlassen seyn, die mich vor Verzweiflung bewahren kann, wenn ich mich meinem Schicksale, vielleicht gar meinem Tode nähere? Ja, gnädger Herr, es kann die letzte Bitte seyn, die ich an Sie thue, es kann mir vielleicht nie wieder vergönnt seyn, diese väterliche Hand zu küssen.“ —

Den Obersten überraschte die Wehmuth. Er stand unentschlossen da. „Es kann doch nichts werden“ sagte er. “Alles, alles will ich dir gewähren, aber die Begleitung meiner Tochter ist mir zu gefährlich.“ Und damit gieng er nach dem Schlosse zu. Friedericke lies mit Bitten nicht ab. Aber da er ihr ernstlich befahl, damit

damit aufzuhören, so hielt sie es fürs Beste, diesmal zu schweigen, und wanderte nach Hauße.

Der Oberst konnte sich die Sache nicht aus dem Kopfe schlagen. Er verlangte nach seiner Tochter. Sie habe Kopfschmerzen, berichtete ihn ihr Mädchen, und sey auf ihrem Zimmer. Er gieng zu ihr, und fand sie blaß; beruhigte sich aber, auf ihre Versicherung, daß es nur vorübergehende Kopfschmerzen wären. Unentschlossen gieng er auf und nieder, wollte immer von Friedericken anfangen, und schwieg doch. Endlich brach es los. „Friedericke hat jetzt mit mir gesprochen„ — „O Himmel!“ rief Henriette. — „Was ist dir?“ sprach der Vater. — „Und was hat sie mit Ihnen gesprochen?“ — „Was ich dir nicht wiederhohlen will, was du nicht wissen solltest, was sie dir aber gestanden hat.“ Und nun fieng er wieder an, die ganze Schändlichkeit von Friedeickens Betragen darzustellen, und seine Tochter aufs lebhafteste vor Verführung zu warnen. „Ich kann nicht für dich wachen,

chen, schloß er, und eine Tugend, die stets einer Schildwache bedarf, ist kaum eine Schildwache werth, *) ich könnte allen männlichen Umgang von dir entfernen, und Du könntest dein eigener Verführer seyn. Darum denke an Gott, an den Frieden der Tugend, an deine Glückseligkeit, an die Liebe deines Vaters!“

Länger konnte Henriette dies nicht tragen. Ohnmächtig sank sie auf ihr Bette zurück. Bestürzt rufte der Vater ihre Bedienten zu Hülfe. Langsam erhohlte sie sich wieder; und bat, sie allein zu lassen, damit sie ausruhen könnte.

Der Oberst gieng auf sein Zimmer. Wie empfindsam das Mädchen ist! Aber wohl ihr, dachte er mit dem alten Mahler im deutschen Haußvater, wohl ihr, daß sie gegen solche Dinge empfindsam ist, wohl ihr, daß sie 's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand diese Einzige von meinem Herzen reissen. — Und dadurch bewogen, be-

*) Goldsmith.

schloß er, sie mit Friedericken reisen zu lassen. Denn dieser ihr Beyspiel, dachte er, würde den dauerhaftesten Eindruck auf ihre Tugend machen, und die stärkste Warnung für Ausschweifung seyn. — Noch denselben Tag, als Friedericke wieder kam, ihre kranke Freundin zu besuchen, erlaubte er ihr, seine Tochter mitzunehmen. Henriette ward nun bald wieder gesund, und beyde Freundinnen reißten ab.

Nun sahen alle kluge Weiber in Thalberg, daß ihre Vermuthung richtig eingetroffen war. Es heißt, sagten sie, ein Besuch bey der Tante, aber wir wissen schon, wie dringend dieser Besuch ist. — Nur konnte man nicht begreifen, wie das Fräulein ihre Freundschaft so weit trieb, eine so verworfene Kreatur zu begleiten, und der gnädige Herr ihr das gestatten konnte.

Während ihrer Abwesenheit lebte der Oberst ganz einsam, ohne weitere Gesellschaft, als mit seinen Pfarrern. Denn auch

auch sein Neffe Fritz war zur Armee abgegangen. Dieser hatte seit einiger Zeit den Obersten sehr dringend darum angelegen. Je unerwarteter ihm diese schnelle Veränderung kam, desto angenehmer war sie ihm. Er schlug ihm den P**schen Dienst vor, in dem er selbst ehedem gestanden, aber der junge Sommerfeld wollte lieber zu den O**schen, bey denen eben der Krieg mit den *** ausbrach. Dem Obersten gefiel diese Bravour. Er empfahl ihn an Anverwandte, die unter jener Armee wichtige Posten bekleideten, und so verließ Fritz bald nach Henrietten, das Hauß seines Oncles.

Nach Verlauf von drey Monaten — denn diesen Zeitraum erlaube man uns jezt zu überspringen, weil er in unsrer Geschichte nichts Wesentliches enthält, und das Wichtigste daraus später vorkommen wird, — kamen nun die beyden Mädchen wieder zurück. Der Oberste war seinem Versprechen treu geblieben, sich nichts gegen den alten Pastor merken zu lassen, nur bedauerte er ihn in Stillen, wenn

dieser, mit der Schwazhaftigkeit eines Alten, das Glück eines zufriednen Vaters prieß, und dabey ihrer beyden Töchter erwähnten. Guter armer Mann, dachte der Oberst da, wohl dir, daß du nicht weißt, wie unglücklich du bist. Ich will dich um Alles nicht aus deiner ruhigen Täuschung stören.

Als nun die Mädchen wieder zurückgekommen waren, so gab es neues Gerede im Städtchen. Alle Welt eilte, Friedericken zu sehen, ob sie sich nicht unterdessen verändert habe. Aber sie mußte gestehen, daß sie noch so schön, schöner war, als zuvor. Auch der scharfsichtige Oberst beobachtete sie genau, und konnte weder in ihrem Gesicht, noch im Betragen eine Veränderung finden. Das Mädchen war so tief in sein Herz geschlossen, daß er, als er sie glücklich zurück gekommen sah, Alles vergaß. Sie legte ihm die Beichte ab, daß sie mit einem gesunden Knaben niedergekommen sey, den sie der Erziehung einer verheyratheten Freundin überlassen habe. Zugleich gelobte

lobte sie ihm mit solcher Rührung Besserung, daß der Oberst in Thränen ihr um den Halß fiel, und der Sache nie wieder zu gedenken versprach.

Daß der alte Pfarrer allein von der Sache nichts erfuhr, die ihn am nächsten angieng, und die keinem unbekannt war, dürfte vielleicht Manchem auffallend seyn. Aber es gieng sehr natürlich zu. Denn er besaß so eine allgemeine Liebe, daß Jedermann sich hütete, auch nur von fern die Sache zu berühren; und jeder sezte voraus, daß er sie wohl am besten wüßte.

Ein Jahr darnach, als die Lästerzungen sich über die Materie schon lange satt geschwazt hatten, gab eine neue Begebenheit ihnen Veranlassung, sie wieder zu bereden, und zu ergänzen. Denn als einmal Sonntags nach geendigter Predigt und Gebete die Aufgebote abgelesen wurden, — und auf diese Kanzelzeitung gab man weit mehr acht, als auf die Predigt selbst, — so glaubte das andächtige Publikum insgesammt aus den

Wolken

Wolken zu fallen, als der Substitut sich und Friedericken proklamirte. Alles spizte die Ohren, und saß mit offenen Munde da, zweifelnd, ob es auch recht gehört habe. Und nun stieß jeder seinen Nachbar, und flüsterte, und streckte den Kopf über seinen Vordermann, um nach der Braut zu sehen, die schamhaft die Augen niederschlug. — Besonders beleidigte das Wort: Jungfer, jedes keusche Mädchen und Weib, welches fühlte, wie schwer es ist, diesen schlüpfrichen Titel zu erhalten; denn obschon Friedericke nicht öffentlich war gebrandmarkt worden, so wußte doch Jedermann, daß sie ihren Kranz verlohren hatte. — Mit den Anmerkungen, welche, besonders von den vier obgenannten Weibern gemacht wurden, verschonen wir unsere Leser; auch wüßten wir warlich eher, wo wir anfangen als aufhören sollten. „Hab' ich nun wohl Unrecht,“ sagte die Einnehmerin zur Frau Schnitt, „als ich gleich Anfangs auf den Substituten fiel? Je heiliger einer thut —!„

Es

Es war noch Jemand, der beynahe so dachte, wie die Einnehmerin, und das war der Oberst selbst. Ihm allein und seiner Tochter hatten es die Neuverlobten hinterbracht. Er horchte gewaltig bey der Nachricht auf, und konnte bey sich nicht einig werden. „Der Magister, dachte er, ist doch sonst ein Mann von Ehre? Unmöglich kann ihm die Geschichte unbekannt seyn. Ein gefallenes Mädchen zu heyrathen? Oder sollte er selbst ihr Verführer seyn? Sehr unwahrscheinlich, aber möglich! Aber gewiß muß ich seyn, ob ers weiß. Denn betrogen soll er nicht werden.“

So bald der Substitut wieder allein zum Obersten kam, frug er ihn, ob seine Hochzeit bald seyn sollte?

Der Magister. Ich werde mich nächstens aufbieten.

Der Oberste. Eine Frage muß ich an Sie thun; aber, lieber Freund, Sie müssen mir sie nicht übel nehmen: Sie kennen doch das Mädchen genau?

D. M. Ich denke, ja.

D. O. Sie denken nur?

D. M. Wissen kann ich es nicht. Ich habe alle Seiten ihres Herzens beobachtet, ihren Verstand geprüft, kalt schon damals geprüft, als ich sie noch nicht liebte. Meine Liebe war die Folge der Beobachtung ihrer Eigenschaften. Sie werden nicht glauben, daß ich wie ein Thor, auf den ersten Anblick, ohne Ueberlegung, liebe. Besonders habe ich ihren Charackter genau gegen den meinigen abgewogen, was man fälschlich oft unterläßt; denn ich bin überzeugt, daß ein Paar Eheleute von guten Herzen, doch keine gute Ehe führen können, wenn ihre Neigungen und Launen zu sehr verschieden sind. In allen diesem hat sie mir genug gethan. Ich glaube sie zu kennen, glaube mit ihr glücklich zu seyn, aber wissen kann ichs nicht. Das Mädchen ändert sich allzeit, wenn sie Frau geworden, oft ganz und gar, oder auch, sie wird nur das, was sie

vorher

vorher auch war, aber zu verbergen wußte. Woher kann ich zuverlässig wissen, daß sich Friedericke mir immer so zeigte, wie sie war, daß sie nicht fein genug war, mir immer nur diejenigen Seiten zu zeigen, oder gar sie anzunehmen, von denen sie wußte, daß sie den Männern, und insbesondere mir, gefielen? Ob sie nicht schlimme Seiten hat, die ich nie bemerken konnte, weil sie sie sorgfältig verbarg, oder die sich auch nur erst äusern können, wenn sie Frau ist? Auch diese Erfahrung habe ich schon gemacht, denn ich habe einmal geliebt. Kurz, die weibliche Seele hintergeht die Wachsamkeit des feinsten Menschenkenners; und die Ehe ist eine Lotterie, worin unter tausend Nieten nur ein Treffer ist, *) deren Zukunft man mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, aber nie mit Gewißheit bestimmen kann: wo man wenig auf menschliche Klugheit bauen kann, sondern Alles der hellgütigen Vorsehung über-

*) Er sprach das Vanbrugh nach.

überlassen muß. Was man thun muß, wenn es gilt, das Glück seines Lebens auf ewig zu befestigen, oder es auf ewig zu untergraben, das habe ich gethan. Aber ich bin ein Mensch.

D. O. Sie haben aus meiner Seele gesprochen. Ihre Grundsätze sind die meinigen. Um so auffallender ist mir der Contrast zwischen Ihren Reden und Handlungen. — Sie müssen mir keine Frage übel deuten; wäre ich nicht Ihr Freund, ich thäte sie nicht. Wissen Sie Friederickens geheime Geschichte.

„Ich verstehe Sie,„ sagte der Magister, ohne Ton und Miene zu verändern, „man sagt, sie sey in der Liebe unglücklich gewesen.„

D. O. Sagt man's nur?

D. M. Es kann auch seyn!

D. O. Nein, es ist! Wenn Sie's noch nicht wissen, ehrlicher Mann, es ist! Ich gab ihr mein Wort, es niemand

zu entdecken, habe es gehalten, und werde es halten. Aber gegen Sie muß ich es brechen. Sie täuscht Sie doch nicht, will ich hoffen; hält doch nicht vor Ihnen ihre Schande verborgen?

D. M. Nein! Ich weiß genau, wie die Sachen stehen, und habe um sie angehalten.

D. O. So begreife ich Sie nicht. Sie sind ein Mann von Ehre! Sie wollen ein verworfenes Geschöpf heyrathen?

Der Magister faltet ein wenig die Stirn. — „Ein gefallenes Mädchen, Herr Oberst, wäre darum noch kein verworfenes Geschöpf. — Ein gefallenes Mädchen kann tugendhafter seyn, kann eine bessere Gattin werden, als manche Stolze, deren Unschuld nie wankte, weil sie nie angegriffen ward, oder deren Laster nur verborgen geblieben. Auch der Tugendhafteste muß in gewissen Verhältnissen fallen. Ich unterscheide Keuschheit der Seele von Keuschheit des Körpers. Mag sie doch diese verlohren haben.„

D. O. Sehr paradox! Aber die Ehre —

D. M. Gnädger Herr, ich verlange Ihre Begriffe nicht zu ändern, nur die meinigen will ich vertheidigen. Sie kommen Ihnen paradox vor, — ich bin kein Edelmann!

Der Oberst fühlte den Stich. „Aber Jedermann spricht davon? —„

D. M. Das thut mir freylich leid, und man könnte von etwas Bessern sprechen. Aber über Geschwätz hab' ich mich lange, auch als Prediger, hinweg setzen lernen. Ich strebe darnach, die Forderungen der Menge und meines Herzens zu erfüllen; wo ich beydes nicht verbinden kann, da folge ich meiner Ueberzeugung. So auch hier. Vielleicht geh' ich zu weit. Mancher würde sich von einem verläumdeten Mädchen entfernen; und ich tadle ihn nicht. Aber meine Verhältnisse erlauben mir meinem Herzen zu folgen, und meine Vernunft heißt mir einem kleinen vorübergehenden Geschwätz nicht die Aussicht zur Glückseligkeit aufzuopfern.

D. O.

D. O. Nichts als ein vorübergehendes Geschwätz?

D. M. Dem sey wie ihm wolle. Ich bin entschlossen.

D. O. Man könnte glauben, Ihre Verbindung, wäre eine Genugthuung, die Sie ihr schuldig wären.

D. M. Ich verstehe Sie. Daran hab' ich nicht gedacht! Aber wer wird das glauben? Auch Sie, Herr Oberster?

D. O. — Nein.

D. M. Und kein Wohlwollender, der mich kennt. Meine Grundsätze über diesen Punkt schienen Ihnen selbst oft zu streng.

D. O. Kurz, man kann diesen Schritt nicht mit Ihrem Karackter reimen.

D. M. Beruhigen Sie sich jezt; alles soll Ihnen klar werden. Es wird eine Zeit kommen, wo sich das grose Räthsel — ich hoffe zu unsrer Aller Zufriedenheit — lösen wird. Bis dahin bitte ich, forschen Sie nicht weiter nach, und war meine Braut ehemals Ihres Wohlwollens werth, so bitte ich Sie, damit fortzufahren, denn sie ist es jezt mehr als jemals.

 Der

Der Oberst verstand das nicht, versprach nichts weiter zu gedenken, dachte aber bey sich, der Bräutigam könnte doch wohl selbst seine eigennützigen Ursachen haben, warum die Sache geheim gehalten werden sollte.

Izt nahte sich der Hochzeittag, den der Oberst durch seine Freygebigkeit noch glänzender und feyerlicher machte. Er übernam allen möglichen Aufwand, und stattete das Paar aufs herrlichste aus, bedung sich aber dafür, daß keine Stadtweiber, z. E. die Frau Einnehmerin und Consorten, die er nicht leiden konnte, als Hochzeitgäste gebeten würden. Dieß empörte denn nun jene Damen gewaltig, so daß sie, die vorher in Hofnung eines Hochzeitfestes ihre Zungen ein wenig gezäumt hatten, ihnen nun wieder freyen Lauf liessen. Am aufgebrachtesten war die Einnehmerin, die eine neue Haube nicht brauchen konnte, die sie sich zu dem Ehrentage hatte stecken lassen. — Mögen sie schwatzen, wir wollen uns nicht weiter um sie kümmern.

Der Oberst und seine Tochter und andre benachbarte Freunde führten das Brautpaar in die Kirche, und der alte Pastor verrichtete selbst die Trauung. Bey Tische war man heiter und frölich, und der Oberst trank sich seiner Friedericke zu Ehren ein Räuschgen. Unter Gesundheiten mancher Art fiel ihm auch Fritz ein. Unser Fritz soll leben! rief er, und alles that Bescheid. Henriette ergriff zitternd das Glaß, und eine Thräne mischte sich unter den Wein. Keiner als der Bräutigam, bey dem sie saß, bemerkte es, er drückte ihr heimlich die Hand, wie um sie zu erinnern, sie möchte sich nicht verrathen.

Dieser Tag war der erste einer sehr glücklichen Ehe. Unser neuer Ehemann hatte richtig geschlossen. Mit jedem Tage legte Friedericke neue Beweise ab, wie genau sie die Pflichten einer Gattin kenne und befolge, und wie sehr sie ihres Mannes würdig sey. Selbst der Neid und die Verläumdung schwieg, und sie gewann durch ihr musterhaftes Betragen die allgemeine Liebe. So erlebten sie ei-

 nige

nige glückliche Jahre, die wir aber übergehen müssen, weil sie zu den Ganzen unsrer Geschichte nicht gehören, die nun stark zur Auflösung schreitet.

Mittlerweile, daß der Pfarrer mit seiner Frau, seinem Schwiegervater und dem Obersten und Henrietten in zufriedner Einsamkeit lebten, kam mancher Freyer nach Thalberg, den der Ruf von der Schönheit und dem Reichthum des Fräuleins, auch wohl von ihren innern Gaben, dahin zog. Jeder fand seine Erwartung übertroffen, und jeder warb um sie. Aber Henriette schlug sie alle aus. Das nam denn nun den Vater bey den meisten nicht Wunder, denn es waren meistentheils entweder stolze eingebildete Gecke, oder steife Krautjunker. Aber zwey davon waren Männer von entschiedenen Verdiensten, welche überdieß ihrer Gestalt wegen jedem Mädchen würden gefallen haben. Doch Henriette wußte auch an ihnen etwas auszusetzen, und sträubte sich gegen jeden Antrag. Der Vater, der sie viel zu

sehr

sehr liebte, drang ihr keinen auf, und dachte bey sich selbst, sie würde schon von sich selbst ihre Romanhelden vergessen, und sich noch einen Mann aus der würklichen Welt suchen.

Schon mehrere mal hatte der Oberst mit innigen Vergnügen vernommen, daß sein Neffe sich bey der Armee so brav hielte. Er war als Lieutenant angestellt worden, und hatte im Kriege so viel Bravour bewiesen, daß er bald zum Premier Lieutenant avancirte. Auf einmal erhielt der Oberst einen Brief von ihm, mit der Nachricht, daß er eine Compagnie erhalten habe. Er sey so glücklich gewesen mit der Compagnie, die er für seinen Rittmeister habe commandiren müssen, den König, der sich beym Recognosciren zu weit den feindlichem Lager genähert, gegen einen Trupp feindlicher Reuter zu decken, die unversehens aus einem Walde hervor gebrochen wären. An der Spitze seiner Leute, sey er auf sie gestürzt, und habe dadurch dem Könige Zeit verschaft, zurück zu eilen.

Der Monarch habe ihm darauf gesagt: Ohne Sie, Herr Rittmeister, wär' ich in des Feindes Händen. — Man habe nahe Hofnung zum Frieden, sezte er hinzu, und denn wolle er gleich Urlaub nehmen, und zu seinem Oncle fliegen. — Der Oberst konnte sich für Freude nicht fassen. Hin stürzt' er zu seiner Tochter, und las ihr den Brief vor. Henrietten flossen unwillkührlich Thränen die Wangen herab. Sie zitterte über die ausgestandnen Gefahren, und frug immer wieder, ob er auch unbeschädigt sey, ob er im Briefe ihrer gedacht habe, ob der Friede geschlossen werden würde? daß der Oberst endlich argwöhnisch ward, und fragte: „Bist doch nicht gar in ihn verliebt? Nun, da er so ein Kerl geworden ist, hab' ich nichts darwider. Aber, ob er auch Dich mag?" — Henriette seufzte tief. „Nun laß gut seyn," sagte der Alte, „mußt ja erst sehen, wie er Dir gefällt."

Emsig las er täglich die Zeitungen, ob sie nicht den Frieden ankündigten, als auf einmal Abends ein Bedienter

in

in den Schloßhof geritten kam. „Ich bin der Courrier vom Rittmeister Sommerfeld,“ sagte er, „er kömmt spätstens in einer Stunde nach.“ — Auser sich vor Freuden über die unerwartete Ankunft hieß er seine Leute sich aufs beste zu seinem Empfange zu bereiten, schwang sich, ob es schon dunkel ward, aufs Pferd, dem Neffen entgegen zu eilen. Henrietten klopfte bange das Herz, sie gieng auf ihr Zimmer, und ein Strom von Thränen erleichterte ihren Kummer. Mit Furcht und Verlangen erwartete sie ihn, und — da kamen sie beyde hereingeritten. „Da bring ich ihn! da ist er!“ schrie der Oberst von fern, „meinen Fritz, den Rittmeister.“ Sie stiegen ab, der Rittmeister flog auf Henrietten zu, wollte sprechen, und konnte nicht. Er hielt an sich, sprach im Tone der allgemeinen Höflichkeit, und küßte ihr die Wange. Der Oberst führte ihn im Triumpf in das Zimmer, wo die beyden Pfarrer und Friedericke versammlet waren, den Fremden zu empfangen. Der Rittmeister eilte auf Friedericken zu, küßte ihr Hand

Hand und Mund, und — weinte. Der Oberst scherzte darüber, und wollte ihren Mann eifersüchtig machen. Der junge Pastor lächelte. „Behutsam!“ lispelte Friedericke den Rittmeister zu. — Man sezte sich, und der Oberst hörte nicht auf zu fragen. Der alte Soldat lebte wieder in ihm auf. Es that ihm so wohl, wieder einen zu haben, mit dem er vom Metier schwatzen konnte. „Du lieber herrlicher Junge, rief er, da sollst du mir manchen Abend von deinen Affairen erzehlen. Apropos du bleibst doch eine Weile bey uns?“ — „Auf zwey Monate, lautet mein Urlaub,“ erwiederte Sommerfeld. — „Brav! habt ja so nichts nahe im Felde zu thun; denn Fritz, ihr Herren! bringt den Frieden mit.“ — Henriette saß still da, ihre Augen unverwandt an den Rittmeister geheftet. Aus dem schönen Jünglinge war ein schönerer Mann geworden. Sie konnte den Abend wenig mit ihm sprechen, so viel sie ihm auch zu sagen hatte; desto häufiger sprachen ihre Augen mit einander. Tages darauf hatten sie

eine

eine lange Unterredung mit einander, deren Inhalt ich nur aus den Folgen schließen kann. Denn es waren kaum acht Tage vergangen, als der Rittmeister und Henriette einmal in des Obersten Zimmer traten, und jener um seine Cousine anhielt. Den Alten überraschte der Vorschlag, weil er so schnell kam, denn unerwartet war er ihm nicht, da er zeither immer bemerkt hatte, daß die Leute gut mit einander stünden. — „Also darum," sprach er zu seiner Tochter, „schlugst du alle Parthieen aus, nicht, weil jene Freyer nichts taugten, oder du noch zu jung zum Heyrathen wärest, sondern weil der alte Vorleser dir noch im Kopfe saß. Nun, wenn ihr beyde wollt, wenn ihr glücklich mit einander zu leben denkt, in Gottes Namen. Ihr habt meine Einwilligung und meinen Seegen." Er legte mit thränendem Auge ihre Hände in einander, sie erstickten ihn fast mit Küssen. — „Und ihr wollt doch bald zusammen, nicht wahr? Wohl, ich will Dispensation auswürken, und in ein paar Wochen könnt ihr

Mann

Mann und Frau seyn.“ Unterdessen machte er alle Anstalten zur Hochzeit mit der Genauigkeit einer Hochzeitmutter und freute sich kindisch auf den Tag. „Und nicht wahr, Kinder, ihr seyd mit mir einig, daß wir keine Fremden dabey haben, keine als unsre Pasterleute?“ Er kam dadurch seiner Kinder Wünschen zuvor.

Nun erschien der Tag, an dem die Liebenden auf immer vereinigt werden solten. Früh entstieg der Oberst dem Bette, und die aufgehende Sonne fand ihn, wie er schon am Fenster stand, und für seiner Kinder Glück zur Vorsehung betete. Dann lief er zu seiner Tochter, und sah zehenmal nach, wie sie angezogen wäre, und wie ihr das Brautkleid stünde. Gegen zwey Uhr Nachmittags, als der Küster zum drittenmale läutete, gieng das frohe Paar in Begleitung des Obersten und des jungen Pastors mit seiner Frau in die Kirche, wo sich ganz Thalberg versammelt hatte. Der alte Pfarrer gab sie zusammen. Den Obersten

sten flossen häufige Thränen herab des Gebets und der Freude. Friedericke und ihr Mann waren innig gerührt. Des Brautpaars Empfindung vermag ich nicht zu beschreiben. Und als die Feyerlichkeit vorbey war, begab sich der Zug wieder ins Schloß.

So frölich wie der Oberst heute war, hatte ihn noch niemand gesehen. Er schwur, sich heute einen Rausch zu trinken, und seine Lustigkeit machte, daß er die kleine Unruhe seiner Tochter nicht bemerkte, die sichtbarlich auf ihrer Stirn ruhte. Allen Bedienten gab er heute ein Fest, und ließ eine grose Summe unter seinen ärmern Unterthanen austheilen. Abends sezte man sich zur Tafel, die der Oberst fürstlich hatte bereiten lassen. Die häufigen Gesundheiten, die er auf seiner Kinder Gesundheit trank, machten ihn immer lustiger. „Wenn ich, rief er einmal aus, so in Jahr und Tag einen kleinen Enkel auf meinen Armen wiegen könnte, wenn mir der Himmel das in euch gewährte, was er mir selbst versagt, einen Jungen

Jungen aus meinem Blute zu sehen, — hört Kinder, wenn ihr mir die Freude macht, — ich wüßte nicht, was ich thäte, — ganz Thalberg ließ ich illuminiren. Aber, sezte er wehmüthig hinzu, ich weiß nicht, mir ist immer, als würde mir das nicht werden. Vielleicht erlebe ich das nicht, vielleicht auch — „er sah mit thränenden Blick auf seine Tochter.„ „Nun wie Gott will,“ sprach er, und trocknete die Thränen weg. Auf einmal verließ Friedericke die Tafel. Sie kam sogleich wieder, und führte an ihrer Hand einen dreyjährigen Knaben, hold, wie der Sohn der Liebesgöttin. „Wollen Sie diesen aufnehmen?“ sprach sie zum Obersten. Das Kind lief ihm in die Arme. „Wer bist du, charmanter Junge?“ rief er. „Ist er dein, Friedericke? gut ich nehm' ihn als meinen an.“ Der Rittmeister und Henriette warfen sich dem Vater zu Füssen. „Es ist Ihr Blut! sagte der Rittmeister, ich bin der Strafbare, der diesem Knaben das Leben gab. Henriette ist unschuldig. Ich habe an ihr, an Ihnen gesündigt, zwar nicht aus

Bosheit, aber durch die Allmacht der Liebe, durch meine Unschuld selbst. Daß Sie mein restlos gefoltertes Gewissen, daß die Leiden Henriettens, daß unsre innigste Reue Sie versöhnen möchten! Nicht als ob wir Anspruch machen könnten auf Ihre Vergebung, sondern weil unser Fehltritt den glücklichen, so heiß erbeteten Ausgang nimmt. Verstoßen Sie uns nicht um des Knabens willen, der ohne Ihre Versöhnung dereinst sein Daseyn verwünschen würde."

Man erwartet vielleicht, der Oberst werde, seinen Charackter gemäß, entsezlich gepoltert haben. Aber nichts weniger. Der Wein hatte ihn eine so fröliche Laune eingeflößt, die Freude hatte sich an diesem Tage einmal so festgesezt, daß sie kein Vorfall ganz verscheuchen konnte. Ueberdieß war der Augenblick so gut gewählt, da er eben mit Rührung und Bekümmerniß von der Vermehrung seiner Familie sprach, die er so eben so vermehrt sahe; der Anblick der vor ihm liegenden Kinder, des Knabens, der die kleinen

Arme fest um den Kopf des Großvaters schlang, das Zureden der Andern, unterdrückten jede leise Aufwallung von Zorn. Er saß erstaunt da, und verglich seine Kinder mit dem Enkel. Nach einiger Zeit, sprach er: „Hättet ihr den Advokaten da nicht, wer weiß, was ich thäte. Aber du lieber charmanter Junge, gut, daß du da bist, magst du doch hergekommen seyn, woher du willst, und da Alles am Ende so glücklich abgelaufen ist, so mags drum seyn. Ich vergeb' euch Kinder.“ Sie stürzten sprachlos in des Obersten Arme, Alle weinten. Der Alte ließ den Knaben nicht vom Schooß, ihn entzückten seine Schönheit, der Verstand, der aus seinen Reden hervorleuchtete, seine Liebe gegen ihn. Nach gerade fieng der Oberste, nach dem Zusammenhang der Sache zu fragen. Allein, weil er die Erzehlenden oft unterbrach, so wollen wir das Gespräch nicht herschreiben, sondern lieber selbst dem Leser den Aufschluß geben.

Da, wie wir schon gesagt haben, Henriette von Natur sehr viel Reizbarkeit

und Empfindbarkeit besaß, so konnte es nicht fehlen, sie mußte durch das Lesen empfindsamer Schriften immer mehr erhöht und angefacht werden. Je weniger sie die würkliche Welt kannte und kennen konnte, desto mehr schweifte sie in der idealischen herum. Ihren Hang zu wehmüthiger Schwärmerey nährte die romantische Gegend um Thalberg. Ihr Kopf glühte von idealischer Liebe, und da jede von den liebenden Mädchen in den Büchern einen Helden hatte, so mußte natürlicher Weise auch Henriette einen haben, wenigstens sich einen denken. Und auf wen konnte sie da anders fallen, als auf Fritz, den einzigen Jüngling, den sie kannte, mit dem sie auferzogen worden, der ein schönes, edles Ansehen hatte, unschuldig, wie sie, und noch dazu ihr Verwandter war? Fritz hingegen, wie konnte er gegen das Mädchen gleichgültig seyn, deren Schönheit ihm immer vor Augen lag, deren Herz so gut, deren Verstand so anziehend, deren Neigung gegen ihn so unzweifelhaft war? Sehr natürlich entstand daher aus der Zuneigung, die ihre

Herzen unmerklich verbunden hatte, Liebe. Henriette theilte ihren Hang zur Empfindeley ihrem Vetter mit, der, theils aus Gefälligkeit gegen sie, theils aus eigenen Wohlbehagen an der Sache, bald ganz in ihren Ton stimmen lernte. Sie gaben sich romantische Namen, sie nannte sich Mariane, er sich Siegwart. Immer mußte er ihr aus empfindsamen Büchern vorlesen, und sie gefielen ihr doppelt, wenn er sie vorlas. Mit einem Worte, die Bücher, die sie nur aus Theilnehmung an den Helden und Heldinnen, gelesen hatten, weckten nach und nach gewisse Empfindungen in ihnen, die sie nicht gekannt hatten, erregten eine unnennbare Sehnsucht, die sie sich anfänglich nur durch Blicke und Thränen gestanden. Sie schwuren sich ewige Liebe, und hiengen oft in festen Umarmungen an einander. Unbekannt mit den Gefühlen, welche der Liebe vorangehen, unbekannt mit ihrer Gefahr hatten sie sich ihnen ungestört überlassen. Ihre Liebe aus Verwandtschaft ward bald Geschlechtsliebe, aber dieses Wort hatten sie

sie nie gehört. Einst, als sie beyde an einem schwülen Abend, wie öftrer, in der dunkeln Grotte sassen, welche die lezten Strahlen der sinkenden Sonne nur sparsam erleuchteten, er zu ihren Füssen saß, und ihr ein Buch eines unsrer ersten Dichter vorlas, das zu ganz andern Zwecken geschrieben ist, *) da fühlten beyde unnennbares Entzücken. Ihm entfiel das Buch, Danae! rief er Agathon! sie. Sie sahen sich mit schwimmenden Blicken an, ihr Anschauen verwandelte sich in Umarmung. — Kurz, jedes war des andern Verführer, und der Jüngling, dessen Tugend nie eine Buhlerin hätte rauben können, welcher erröthete, wenn er die Einnehmerin küssen sollte, fiel mit seiner Geliebten, weil er die Gefahr der Liebe nicht kannte, und willig dem Triebe der Natur folgte. — Laßt mich euch den Zustand der Lie-

 benden

*) Es waren gewisse Kapitel im Agathon. Doch beweiset diese Geschichte nichts weiter, als daß dieses in seiner Art wohl einzige Buch nicht von Jedermann müsse gelesen werden.

benden nach dieser unglücklichen Stunde verschweigen! Laßt mich ihre gegenseitige Schaam, ihren Kummer, ihre Angst nicht beschreiben.

Fritz, der von nun an keine Ruhe hatte, drang in seinen Oheim, ihn einer Stelle bey der Armee zu schaffen. Henriette bemerkte nach einiger Zeit eine Veränderung ihres Zustandes. Sie kannte ihren Vater, seine übertriebne Begriffe von Ehre, seine Hitze, dem er im ersten Taumel auch das Liebste aufopferte, sie fürchtete die entsezlichsten Folgen. Sie war der Verzweiflung nahe, um so mehr, da das Geheimniß allein an ihrem Busen nagte, und die Schaamhaftigkeit ihr verbot, es auch ihrer besten Freundin zu entdecken. Alle weibliche Verstellungskünste mußte sie aufbieten, um den Vater nichts argwöhnen zu lassen, der, wenn es ihr ja nicht ganz gelang, ihre Schwermuth ihrem Characker zuschrieb. Aber länger als sechs Monate ließ sich ihr Zustand nicht verheimlichen. Die dringendste Noth ihrer

Lage zwang sie, der Freundin das fürchterliche Geständniß zu thun. Es war eben gerade damals, als der Oberst auf einige Tage verreiset war. Friedericke war auser sich über den Vorfall, suchte ihre Bestürzung zu verbergen, und sie zu trösten. „Rette mich," rief Henriette, und stürzte ihr um den Hals, rette mich! „Ich bin in Verzweiflung. Verstosse „mich nicht! die Liebe hat mich verführt. „Verstößt du mich, willst du nichts von „der Gefallenen hören, so sollst du die „Selbstmörderin beweinen." — „Um „Gottes willen, immer geliebtes, theu„res Mädchen, wie kannst du so spre„chen! Was kann ich dir thun? was „verlangst du? Alles, alles, ich opfre „mein Leben für dich." — „O wie ich „leiden muß unendlich büßen für jene „unselige Minute. Mein Vater — ich „sage weiter nichts, — du kennst ihn, „er wird mich seiner Wuth opfern, und „ihn, — o ihn! — Sie verhüllte das „Gesicht. Friedericke sah, wie theuer „ihr noch ihr Verführer war. Sie sann „auf ein Mittel, Henrietten aus dem

 „väter-

Herzen unmerklich verbunden hatte, Liebe. Henriette theilte ihren Hang zur Empfindeley ihrem Vetter mit, der, theils aus Gefälligkeit gegen sie, theils aus eigenen Wohlbehagen an der Sache, bald ganz in ihren Ton stimmen lernte. Sie gaben sich romantische Namen, sie nannte sich Mariane, er sich Siegwart. Immer mußte er ihr aus empfindsamen Büchern vorlesen, und sie gefielen ihr doppelt, wenn er sie vorlas. Mit einem Worte, die Bücher, die sie nur aus Theinehmung an den Helden und Heldinnen, gelesen hatten, weckten nach und nach gewisse Empfindungen in ihnen, die sie nicht gekannt hatten, erregten eine unnennbare Sehnsucht, die sie sich anfänglich nur durch Blicke und Thränen gestanden. Sie schwuren sich ewige Liebe, und hiengen oft in festen Umarmungen an einander. Unbekannt mit den Gefühlen, welche der Liebe vorangehen, unbekannt mit ihrer Gefahr hatten sie sich ihnen ungestört überlassen. Ihre Liebe aus Verwandtschaft ward bald Geschlechtsliebe, aber dieses Wort hatten

sie

sie nie gehört. Einst, als sie beyde an einem schwülen Abend, wie öftrer, in der dunkeln Grotte sassen, welche die lezten Strahlen der sinkenden Sonne nur sparsam erleuchteten, er zu ihren Füssen saß, und ihr ein Buch eines unsrer ersten Dichter vorlas, das zu ganz andern Zwecken geschrieben ist, *) da fühlten beyde unnennbares Entzücken. Ihm entfiel das Buch, Danae! rief er Agathon! sie. Sie sahen sich mit schwimmenden Blicken an, ihr Anschauen verwandelte sich in Umarmung. — Kurz, jedes war des andern Verführer, und der Jüngling, dessen Tugend nie eine Buhlerin hätte rauben können, welcher erröthete, wenn er die Einnehmerin küssen sollte, fiel mit seiner Geliebten, weil er die Gefahr der Liebe nicht kannte, und willig dem Triebe der Natur folgte. — Laßt mich euch den Zustand der Lie-

*) Es waren gewisse Kapitel im Agathon. Doch beweiset diese Geschichte nichts weiter, als daß dieses in seiner Art wohl einzige Buch nicht von Jedermann müsse gelesen werden.

benden nach dieser unglücklichen Stunde verschweigen! Laßt mich ihre gegenseitige Schaam, ihren Kummer, ihre Angst nicht beschreiben.

Fritz, der von nun an keine Ruhe hatte, drang in seinen Oheim, ihn einer Stelle bey der Armee zu schaffen. Henriette bemerkte nach einiger Zeit eine Veränderung ihres Zustandes. Sie kannte ihren Vater, seine übertriebne Begriffe von Ehre, seine Hitze, dem er im ersten Taumel auch das Liebste aufopferte, sie fürchtete die entsezlichsten Folgen. Sie war der Verzweiflung nahe, um so mehr, da das Geheimniß allein an ihrem Busen nagte, und die Schaamhaftigkeit ihr verbot, es auch ihrer besten Freundin zu entdecken. Alle weibliche Verstellungskünste mußte sie aufbieten, um den Vater nichts argwöhnen zu lassen, der, wenn es ihr ja nicht ganz gelang, ihre Schwermuth ihrem Characker zuschrieb. Aber länger als sechs Monate ließ sich ihr Zustand nicht verheimlichen. Die dringendste Noth ihrer

Lage

Lage zwang sie, der Freundin das fürchterliche Geständniß zu thun. Es war gerade damals, als der Oberst auf einige Tage verreiset war. Friedericke war auser sich über den Vorfall, suchte ihre Bestürzung zu verbergen, und sie zu trösten. „Rette mich," rief Henriette, und stürzte ihr um den Hals, rette mich! „Ich bin in Verzweiflung. Verstosse „mich nicht! die Liebe hat mich verführt. „Verstößt du mich, willst du nichts von „der Gefallenen hören, so sollst du die „Selbstmörderin beweinen." — „Um „Gottes willen, immer geliebtes, theu„res Mädchen, wie kannst du so spre„chen! Was kann ich dir thun? was „verlangst du? Alles, alles, ich opfre „mein Leben für dich." — „O wie ich „leiden muß unendlich büßen für jene „unselige Minute. Mein Vater — ich „sage weiter nichts, — du kennst ihn, „er wird mich seiner Wuth opfern, und „ihn, — o ihn! — Sie verhüllte das „Gesicht. Friedericke sah, wie theuer „ihr noch ihr Verführer war. Sie sann „auf ein Mittel, Henrietten aus dem

„väterlichen Hause zu bringen, aber sie „fand keinen Vorwand, sie auf die ganze „erforderliche Zeit entfernen zu können. „Im Hause kannst du nicht bleiben, sprach „sie endlich. Eine Entfernung auf län„gere Zeit ist hier nöthig, die wird dir „dein Vater nicht gestatten. Mit einer „kürzern ist nichts gethan. Darum seh' ich kein andres, als ein verzweifeltes Mittel. Für dich wag' ich es. Ich will deinem Vater gestehen, deine Umstände wären die meinigen. Anfangs wird er aufsprudeln, nach und nach denk' ich seine Verzeihung zu erhalten. Denn will ich alles anwenden, ihn zu bewegen, daß er mir deine Begleitung zugesteht. Geschieht es, so haben wir gewonnen. Wir reisen zu einer Tante von mir ab, die vierzehn Meilen von hier lebt, auf deren Treue du bauen kannst. Deinen Vater bitte ich, gegen keinen Menschen, gegen meinen Vater am wenigsten sich etwas merken zu lassen. Die Wahrheit der Sache erlaubst du mir nur dem Magister zu sagen, einem Manne, auf dessen Herz du rechnen kannst, damit wenn

ja in unsrer Abwesenheit irgend etwas an den Tag kommen sollte, er gleich die gehörige Maasregeln darnach nehmen kann. Meinem Vater sag' ich nichts. Er wird alt, und könnte sich einmal vergessen. — Es ist wahr, es kann bekannt werden, und meine Ehre leiden, aber jezt seh ich nur auf dich, ob ich dich retten kann." — Henriette wollte danken, und fiel ihr sprachlos um den Hals. Auch hatte schwerlich ein Mädchen je dem andern ein grösseres Opfer gebracht. „Ich will nur erst den Magister fragen, ob er meinen Plan billigt," sagte Friedericke, „und dann ungesäumt ihn ausführen." — Sie schieden unter heissen Thränen.

Der Substitut, schon damals Friederickens Freund, machte anfänglich kleine Einwendungen gegen ihr Vorhaben, blos um ihr Herz zu prüfen. Wie sie aber darauf bestand, gab er ihr seinen ganzen Beyfall, nicht ohne den verdienten Lobspruch, daß ihre Freundschaft so einzig sey, wie sie selbst. Und von dem

Augenblick an hielt er für sein höchstes Glück, sein Schicksal einem solchen Mädchen vertrauen zu können.

Daß der Oberst am Ende die Reise gestattete, wissen meine Leser. Henriette kam glücklich nieder, und Niemand, als Friederickens Tante erfuhr die wahre Geschichte. Sie behielt den Knaben zur Erziehung, und als Henriette hergestellt war, kehrten sie wieder zurück.

So geheim auch die Freundinnen die Sache gehalten hatten, so wurde doch bald Friederickens nahe Niederkunft, wie wir gesehen haben, der Gegenstand aller Gespräche. Und das gieng so zu. Henriettens Mädchen, welche nicht, wie andre der Art, das Vorrecht hatte, ihrer Fräulein Vertraute zu seyn, war äuserst neugierig, den Inhalt des Gesprächs der beyden Freundinnen zu erfahren, das sie bis in die Nacht bey verschlossenen Thüren fortsezten, und mit Thränen endigten. Seit der Zeit ließ sie weder das Fräulein noch Friedericken aus den Augen,

gen, besonders da sie beyde so niedergeschlagen fand. Als Friedericke dem Obersten ihren vorgeblichen Fehltritt im Garten bekannte, wo sie ganz allein zu seyn glaubten, war ihnen jene nachgeschlichen, und hatte sich in einiger Entfernung in einer andern dichten Grotte versteckt. Da hörte sie denn zwar nur einzelne Worte, aber, da der Oberst laut sprach, so konnte sie sich doch ziemlich das Ganze zusammensetzen, und warm erzehlte sie die Neuigkeit der Visitatorin, die sie weiter im Umlauf brachte. Nach der Abreise der beyden Freundinnen erfuhr der junge Pfarrer die allgemeine Sage von Friedericken Ihrer Abrede gemäß, meldete er ihr schriftlich, daß ihr vorgebliches Geheimniß, er wisse nicht, durch wem, leider bekannt geworden sey, worauf sie ihm folgende Antwort schrieb.

„Theuerster Freund.

„Als ich dem Obersten mein Geständ„niß ablegte, so wollte ich freylich, daß „nur Er es wissen sollte. Auf seinen „Zorn, seine Verachtung war ich ge-

„faßt.

„faßt. Aber an den sehr möglichen „Fall, daß, trotz unserer Vorsicht, und „bey seiner gewissen Verschwiegenheit, „durch irgend einen Zufall meine Er„dichtung, als wahr könne bekannt „werden, hatte ich in der Bestürzung „nicht gedacht. Es ist geschehen, und „ich muß mir alles gefallen lassen, „wenn man von mir, als von der nie„drigsten Dirne spricht. — Ich habe „die ganze Nacht geweint, und muß „doch Henrietten meine Betrübniß ver„bergen. Aber meine Liebe für sie hat „meinen Kummer gelindert. Auch den „Verlust meines guten Namens will „ich für sie leiden. Darum widerspre„che ich dem Gerichte nicht, auch wird „man wohl schwerlich Ihnen dazu „Gelegenheit geben. Nur verhüten „Sie, daß mein Vater nichts davon „hört, und sollt' er ja, so erzählen „Sie ihm allein die Wahrheit der Sa„che, aber beschwören Sie ihn in mei„nem Namen um Verschwiegenheit. „Ich verlasse mich auf Ihre Klugheit „und Freundschaft. — Ja, der Ver„dacht

„dacht muß auf mir bleiben, damit er
„auch nicht von fern Henrietten trift.
„Sie würde eben das für mich thun.
„Und wenn es mir auch gleich anfangs
„eingefallen wäre, daß es so kommen
„würde, ich glaube, ich hätte es doch
„gethan. Halten Sie mich nicht für
„leichtsinnig. Aber es war der einzi-
„ge Weg, meine Freundin zu retten.
„Die Zeit kann doch noch meine Un-
„schuld aufklären, und meine wah-
„re Ehre ist mir doch — auch in Ih-
„ren Augen, hoff ich? — unverlohren.

N. S. Ich lege einen Brief von Hen-
„rietten an den Lieutenant Sommer-
„feld bey, den Sie die Güte haben
„werden, bestellen zu lassen.

Fritz war nun abgegangen, und das Bewußtseyn seiner Schuld machte ihn zu einen braven Soldaten. Bleib' ich, dacht er, so leide ich verdiente Strafe, und komme ich durch, so will ich mich bald würdig machen, um Henrietten anhalten, und mein Unrecht wieder gut machen zu können. Wie das Glück seinen

Muth

Muth unterstützte, und wie nun sein heisester Wunsch erfüllt wurde, Henrietten das angethane Unrecht zu vergüten, haben wir gesehen. Nur fürchteten sie sich noch dafür, wie sie dem Vater ihren Fehltritt auf eine gute Weise hinterbringen wollten, und auch das gelang ihnen wohl.

Als der Oberst den ganzen Verlauf der Sache gehört hatte, stürzte er hin zu der großmüthigen Friedericke, und er und das neue Paar erstickten sie fast unter Thränen der innigsten Dankbarkeit. „Danken Sie mir nicht,“ nam sie das Wort, „vergeben Sie mir vielmehr, daß ich Sie einmal hintergangen habe, es war das einzigemal in meinem Leben. Aber meine Rolle ist mir auch sauer genug worden, und wenn nicht so viel auf dem Spiele gestanden hätte, ich wüßte nicht, ob ich mich nicht verrathen hätte.“ Der alte Pastor, der jetzt zuerst den ganzen Vorfall erfuhr, war innig gerührt über die That seiner Tochter, und ihr Mann küßte mit nassen Augen ihre Wange.

Und

Und da nun meine Geschichte mit dieser Entdeckung zu Ende ist, so laßt mich nur noch ein paar Worte von diesen Menschen sagen, die von nun an nur wie Eine Familie ausmachten. Kriegsdienste waren den Menschenfreundlichen Herzen des Rittmeisters nicht ganz angemessen. Indessen würde er darin geblieben seyn, hätte nicht seine Neuvermählte Schwierigkeit gemacht, sich vom Vater, der Freundin, und dem Vaterlande so weit zu entfernen. Er nahm also seinen Abschied, und erlangte, weil er Güter im Lande besaß, bald eine ansehnliche Bedienung, die ihm dabey in Thalberg zu bleiben gestattete. Seine Gattin hatte von der Zeit an, da sie den gefährlichen Einfluß übertriebner Empfindsamkeit wahrgenommen, sich mit allen Kräften davon los zu machen gesucht, auch in der Absicht alle dahin einschlagende Lectüre verbannt. Sie lernte die würkliche Welt kennen, und fand sie zwar nicht so schön, als ihre idealische, aber doch stärkender für Geist und Herz. Ihr eignes Gefühl lehrte sie die schweren Pflichten

VI der

IV.

IV.

Dialogen

zwischen Alexander, und Diogenes.

Ruhe der Seele, und Zufriedenheit mit der Lage unsrer Umstände fassen die ganze Summe menschlicher Glückseligkeit in sich. Nur zu oft aber wohnen sie nur in dem Herzen dessen, welchem wir ihren Besiz gerade am wenigsten zutrauten. Niemand wuste besser über diesen Gegenstand zu sprechen, als der bekannte griechische Weise, Diogenes: denn er sprach aus eigener Erfahrung. Wir haben in einer alten Handschrift in griechischer Sprache einige Dialogen gefunden, die er hierüber

Muth unterstützte, und wie nun sein heißester Wunsch erfüllt wurde, Henrietten das angethane Unrecht zu vergüten, haben wir gesehen. Nur fürchteten sie sich noch dafür, wie sie dem Vater ihren Fehltritt auf eine gute Weise hinterbringen wollten, und auch das gelang ihnen wohl.

Als der Oberst den ganzen Verlauf der Sache gehört hatte, stürzte er hin zu der großmüthigen Friedericke, und er und das neue Paar erstickten sie fast unter Thränen der innigsten Dankbarkeit. „Danken Sie mir nicht," nam sie das Wort, „vergeben Sie mir vielmehr, daß ich Sie einmal hintergangen habe, es war das einzigemal in meinem Leben. Aber meine Rolle ist mir auch sauer genug worden, und wenn nicht so viel auf dem Spiele gestanden hätte, ich wüßte nicht, ob ich mich nicht verrathen hätte." Der alte Pastor, der jetzt zuerst den ganzen Vorfall erfuhr, war innig gerührt über die That seiner Tochter, und ihr Mann küßte mit nassen Augen ihre Wange.

Und da nun meine Geschichte mit dieser Entdeckung zu Ende ist, so laßt mich nur noch ein paar Worte von diesen Menschen sagen, die von nun an nur wie Eine Familie ausmachten. Kriegsdienste waren den Menschenfreundlichen Herzen des Rittmeisters nicht ganz angemessen. Indessen würde er darin geblieben seyn, hätte nicht seine Neuvermählte Schwierigkeit gemacht, sich vom Vater, der Freundin, und dem Vaterlande so weit zu entfernen. Er nahm also seinen Abschied, und erlangte, weil er Güter im Lande besaß, bald eine ansehnliche Bedienung, die ihm dabey in Thalberg zu bleiben gestattete. Seine Gattin hatte von der Zeit an, da sie den gefährlichen Einfluß übertriebner Empfindsamkeit wahrgenommen, sich mit allen Kräften davon los zu machen gesucht, auch in der Absicht alle dahin einschlagende Lectüre verbannt. Sie lernte die würkliche Welt kennen, und fand sie zwar nicht so schön, als ihre idealische, aber doch stärkender für Geist und Herz. Ihr eignes Gefühl lehrte sie die schweren Pflichten

der

der Gattin, der Mutter, der Haußfrau aufs vollkommenste erfüllen. Der Oberst war glücklich in dem Glücke seiner Kinder, durch den Umgang mit seinen Freunden. Wie sehr Friedericke ihrem Vater sein Alter, und ihrem Manne seine Geschäfte versüßte, brauch' ich nicht zu sagen. Sie fuhr fort, Henriettens verbundenste Freundin zu seyn, und der Oberst, dessen Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung gegen sie ohne Gränzen war, feyerte alljährlich ein Fest zum Andenken ihrer That, dem Weibe zu Ehren, die durch ihr seltsames Beyspiel eine Ausnahme von La Bruyeres Grundsätze machte, daß die Frauen wohl eines hohen Grades der Liebe, aber keiner großen Freundschaft fähig wären.

Bm.

IV.

Dialogen

zwischen Alexander, und Diogenes.

Ruhe der Seele, und Zufriedenheit mit der Lage unsrer Umstände fassen die ganze Summe menschlicher Glückseligkeit in sich. Nur zu oft aber wohnen sie nur in dem Herzen dessen, welchem wir ihren Besiz gerade am wenigsten zutrauten. Niemand wuste besser über diesen Gegenstand zu sprechen, als der bekannte griechische Weise, Diogenes: denn er sprach aus eigener Erfahrung. Wir haben in einer alten Handschrift in griechischer Sprache einige Dialogen gefunden, die er hierüber mit

mit Alexander, dem berühmten Eroberer seiner Zeit gehalten hat. Vielleicht gelingt es uns, den Leser damit nicht ganz unangenehm zu unterhalten, wenn wir sie ihm in einer teutschen Uebersezung, hiermit zum Besten geben.

I.

A. Ich begreife nicht, wie du vergnügt seyn kannst, Diogenes!

D. So! — doch — was wundert mich das? Du bist ja ein König.

A. Ich rede jezt blos als Mensch mit dir.

D. Desto besser! so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß ich alles besize, was ich verlange, und das nicht begehre, was mir die Götter versagt haben.

A. Wie ist das möglich? wer ein so armer Teufel ist, wie du — wen jedermann über die Achsel ansiehet —

D. Zufrieden mit meiner Lage bin ich reicher, als selbst der große Alexander, und habe auch mehr Ehre von meinen Gütern, als er.

A.

A. Armer Diogenes! — du würdest mich zu Lachen machen, wenn ich dich nicht bedauerte.

D. O, lache du immer! — weder dein Lachen, noch dein Bedauern wird mich eines andern überzeugen.

A. Deine Vernunft führt dich irre, guter Freund.

D. Nimmermehr! — das kann nur der Schein der Vernunft. Sie selbst aber nie.

A. Vielleicht! — doch — was macht dich so stolz, dich für reicher, und so gar für geehrter zu halten, als ich bin?

D. Willst du die Wahrheit hören?

A. Alles, was du für gut findest, kannst du mir sagen.

D. Ich muß dir aber vieles sagen, was Königen sonst nicht behagt.

A. Thut nichts. Sprich!

D. Nun, dann! — was ich besize, das ist kaum bemerkbar: aber ich besize es mit Recht, hab' es niemanden genommen, und weiß es mit Vernunft zu gebrauchen, das heißt, ich wende es zu meinem Nuzen, und zu meinem Ver-

gnügen an. Aber wie sieht es mit dir aus in dem Punkte?

A. Nun! laß doch hören!

D. Die meisten deiner Güter sind geraubt. Und wozu braucheſt du denn all' deine Schäze, und deine Reiche? zu nichts weiter, als dir, und deinen Mitmenschen unruhige Tage zu machen — zu deiner und ihrer Quaal. Ich bin mit dem nothwendigen zufrieden; du aber haſt bey all' deinem Ueberflusse doch immer noch nicht genug, und mit unersättlicher Begierde strebſt du immer nach mehrerem, und nach den Gütern deiner Nebenmenschen. — Bin ich also nicht reicher, als du?

A. Rede weiter!

D. Mich schäzt und liebt die ganze Welt, weil ich ein rechtschaffener Mann bin, und niemanden etwas zu leid thue, ob mir gleich niemand die mindeste Schmeicheley sagt.

A. Ist das nicht auch bey mir der Fall?

D. Gerade umgekehrt. Alle Welt nennt dich zwar den Großen, und jedermann beugt seine Knie vor dir. Aber eben diese

diese Schmeichler sind es, welche dich im Herzen, als einen Räuber fremder Güter, als einen Tyrannen, der sie um Freyheit, Vergnügen, und Ruhe des Lebens bringt, hassen, verfluchen, und verabscheuen. — Schmeichle ich mir denn also wohl zu viel, wenn ich mich für geehrter, als dich halte?

A. Du drückst dich hart aus, Diogenes! und noch dazu wirst du mir den Beweiß deiner Meinungen schuldig bleiben.

D. Ich will dir statt dessen ein Paar Anecdoten erzehlen, wenn du Zeit hast, sie anzuhören.

A. So viel Zeit wird wohl übrig bleiben. Erzehle nur!

D. Als meine geliebte Glycerion noch lebte, und sie mich eines Abends, nach einer der seligsten Stunden unsrer Liebe, verlassen hatte, um nach ihrer Wohnung zurück zu kehren, lag ich da in meiner Tonne, versenkt in den süssesten Schlaf, der jemals meine Augen geschlossen hatte. Am Himmel stand der volle Mond, dessen sanftes Licht mei-

nen Pallast besser erhellte, als die Millionen Lampen die großen Säle des Deinigen. Izt fieng mein kleiner Hund an, zu bellen, ich erwachte, und sah' vor meiner Tonne ein weibliches Geschöpf stehen, deren Schönheit selbst die Reize meiner Glycerion noch übertraf. Dem Silberstrahl des Mondes glich die Weisse ihres Antlizes, und ihres Busens, der unter einem nachläßigen Gewande mit der ganzen Fülle der Wollust sich hervor drängte. Zerstreut umwallte ihr rabenschwarzes Haar, in vollen Locken ihren Lilienhalß. Rosigt, wie die Mutter der Liebe war ihre Wange, und erhaben ihr Wuchs, wie die Gestalt der Gemahlin des unsterblichen Zoas.

„Wer bist du, schöne Frau? — fragt' „ich sie, und was ist dein Begehren? — Sie brach in Thränen aus, und antwortete in einem schmelzenden wehmüthigen Tone, der mir durch Seel und Leben drang: „Ach! weiser Dio„genes! ich beschwöre dich bey den „Göttern

„Göttern des hohen Olymps — ver„birg mich nur auf einige Stunden „vor der Wuth meiner Verfolger in dei„ner Hütte! mir ist der Tod geschwo„ren, und wo du mich nicht rettest, so „werde ich noch diese Nacht das Opfer „der wüthendsten Eifersucht. — Aber „wer bist du denn? — fragt' ich sie noch einmal. „Ich bin Helena, versezte sie nun —„ des berühmten Schauspielers Anaxagoras Gattin“ —

„Ich habe von dir gehört, schöne „Frau! sagt' ich denn, „komm herein! „verbirg dich hier unter meine Decke! „ich will dich schützen, wenn du Schutz „verdienst.“ — Sie schmiegte sich fast an meine Seite an, und ächzete einige mal aus der Tiefe ihres Herzens.

A. Ey, ey! Diogenes! die Lage wird bedenklich.

D. Für einen Alexander vielleicht —

A. Daß du doch nie dein Sticheln lassen kannst! — doch — fahre fort!

D. „Was ist dir wiederfahren? wer verfolgt dich? — fragt' ich, da sie, nun bey mir in Sicherheit war.“ Ach!

Diogenes! antwortete sie, — „du „wirst mich verachten, wenn ich dir „meine Geschichte erzehle. Nur um „Mitleid mit einem schwachen bethör- „ten Weibe kann ich dich bitten. Ich „bin nicht so strafbar, als ich es zu „seyn scheine. - Ich heyrathete mei- „nen Mann aus Liebe — fuhr sie „fort — „und gieng ihm zu Gefal- „len zum Theater. Der Seligkeit des „Himmels glich unsre Ehe ein ganzes „Jahr lang. Du hast mich vielleicht „auf der Bühne gesehen! ich that gro- „se Fortschritte in meiner Kunst, und „meine wenigen Reitze erwarben mir „Verehrer, und Anbeter in Menge. „Unter den lezteren war auch Klari- „on, einer vom König Alexanders er- „sten Offizieren. Jung, reich, und „schön — wie konnt' es ihm fehlen, „sich gewissermaasen in mein Herz ein- „zuschleichen? noch aber hatt' er mich „zu keinen Fehltritt verleiten können. „Erst heute war es, wo er sich nach „der Komödie zu mir fand, und mich „nach Hauße begleitete. Mein Mann „war

„war heute bey einem seiner Collegen
„zu Gaste — ich wußte, daß er erst
„spät in der Nacht zurück kam —
„Klarion machte sich dieß zu Nutze,
„und — besiegte meine Tugend. Im
„Taumel des Vergnügens vergaßen
„wir, uns vor der Stunde der An-
„kunft meines Mannes wieder zu tren-
„nen, und er — überraschte mich noch
„in Klarions Armen. — — Mit ge-
„zogenem Schwerd stürzte er auf uns
„ein. Aber er verfehlte uns beyde.
„Ich gewann die Thür, und entrann
„den ersten Ausbrüchen seiner Wuth.
„Wie es dem Klarion ergieng, weiß
„ich nicht. Ich aber hatte kaum die
„Gasse erreichet, so hört' ich meinen
„Mann auch schon hinter mir drein
„kommen. Die Angst gab meinen
„Beinen Flügel; ich erreichte das Thor
„und kam glücklich hindurch. Mein
„Mann aber wurde, weil er sein
„Schwerd bloß in der Hand trug, von
„der Wache angehalten. Dieser sein
„Aufenthalt gab mir nun einen solchen

„Vorsprung, daß ich, ohne von ihm „eingeholt zu werden, deine Tonne er„reichen konnte. Unfehlbar ist er noch „izt mit meiner Verfolgung beschäfti„get; aber schwerlich wird er mich „bey dem weisen Diogenes suchen.“ — Sie hatte kaum ausgeredet, so fieng mein Hund wieder an, sehr heftig zu bellen, und wir hörten die Annäherung einiger Menschen, die in vollem Sprunge waren, und wovon der eine die Worte ausrief: „sie soll sterben, die Treulose!“ — Meine schöne Verfolgte schwebte in entsezlicher Angst. „Schüze mich, Diogenes!“ ächzte sie mir zu — „ich bin verloren, wenn sie mich hier finden“ — Sie umklammerte mich mit beyddn Armen, und verbarg ihr Gesicht in meinen Busen. Heftig schlug ihr Herz an den meinigen; ich versprach ihr meinen Schuz, und bat sie, sich zu beruhigen. Inzwischen gieng Anaxagoras mit seinen Leuten vorüber, und niemand beunruhigte uns weiter. „Du bist ein guter „Mann, Diogenes! — sagte Helena,

„—wie

„— wie leicht hättest du mich izt ver„rathen können! Sag' mir nun, womit „kann ich dir deine Wohlthaten vergelten?" Sie richtete ihren Mund nach dem meinigen, — ihr enthüllter Busen war fest an den meinigen geschlossen. — „Mit nichts" — antwortete ich ihr — „als daß du mir er„laubst, diese Nacht unter dem Bau„me vor meiner Tonne zu schlafen" — Sie fühlte, was ich sagen wollte, aber sie versezte: „nun! so nimm noch diesen Kuß für deine Redlichkeit hin!„ —Ihr Mund lag auf dem meinen — ich erinnerte mich an meine Glycerion, und riß mich aus ihren Armen. — Das weiche Graß unter dem Baume war die Nacht hindurch mein Bette, und Phylas mein Bettgenosse.

A. Ich gesteh' es, Diogenes! so viel Enthaltsamkeit hätt' ich nicht gehabt.

D. Das glaub' ich dir ungeschworen.

A. Aber was machtest du Morgens drauf mit dem schönen Weibe?

D. Was Alexander gewiß nicht gethan haben würde. Ich gieng mit Anbruch

des

des Tages, da meine Helena noch schlief, in die Stadt, und suchte den Anaxagoras auf.

A. Wenn aber nun das Weib inzwischen davon gelaufen wäre!

D. Dafür war gesorgt: denn ihre Kleidung erlaubte ihr nicht, sich am Tage sehen zu lassen. — Anaxagoras lag noch angezogen, von der Verfolgung seines Weibes kaum zurück, unter den schmerzhaftesten Seelleiden kämpfend, auf seinem Sopha. „Ermuntre dich, „Freund! — rief ich ihn zu“ — ich „weiß dein Unglück, und ich komme „zu dir, um dich wieder zu beruhigen. „— Liebst du Helenen noch, nach „dem, was sie verbrochen hat? — „würd' ich sie wohl mit diesem Feuer „der Eifersucht verfolgt haben, wenn „ich sie nicht noch liebte? — O! Dio„genes! es war ein göttliches Weib! „— „Willst du sie wieder annehmen, „Anaxagoras?“ — Unter Leuten dei„nes Standes wird so was nicht ge„achtet, Freund! es kommt nur auf „dein Herz an. — „Ich will ihr ver-

„zeihen:

„zeihen: Wo ist sie?“ — so folge mir, „Anaxagoras! — Ich führte ihn zu meiner Tonne; Helena sank zu seinen Füssen, und der Friede erfolgte bald darauf. Sie ist seitdem bey nahe ein noch besseres Weib geworden, als vor ihrem Falle. Noch izt verdanken mir beyde ihr Glück, und die Ruhe ihrer Herzen.

A. Du hast edel gehandelt, Diogenes! ich bin mit diesem Beweise zufrieden. Willst du mir aber auch die andere Anecdote noch erzehlen?

D. Das versteht sich. — Bald drauf, nachdem du von deinem ersten Feldzuge gegen die Perser zurück gekommen warst, saß ich einst in einem dicken Gebüsch am Ufer eines Flusses, um mir ein Gerücht Fische durch angeln zu sammlen. Indem ich von ungefehr mich auf die Seite umsahe, erblickte ich einen Mann beynahe hundert Schritte vor mir am Ufer stehen, der mit einer höchst melancholischen, und fast verzweiflungsvollen Miene in die Fluthen hinab blickte. Sein

Anse-

Ansehen war groß, und edel, seine Kleidung, die eines Mannes vom Stande, und sein Alter, ungefehr vierzig Jahr. Izt gieng er langsam am Ufer hin und wieder — unverwandt seine Blicke nach den Fluthen gerichtet. Mir begann's, um ihn bange zu werden. Ich erhob mich, gieng zu ihn hin, und fragt' ihn: „was „treibt dich hieher, edler Mann, in „diese Einsamkeit? an die Nähe die„ses Gewässers? — „Schmerz, und „Verzweiflung„ antwortete er mir,“ „und wer bist du, der du mich hin„derst meine Quaalen zu enden? — „ich bin Diogenes — ein Freund je„des Unglücklichen„ — „So!„ ver„setzte er — „ich habe viel zu deinem „Ruhme gehöret, aber ich wünschte „doch, du wärest mir nicht eben hier „vorgekommen.„ — „Mir aber ist's „lieb, dich gerettet zu haben. Seze „dich hier zu mir auf diesem grünen „Hügel! erzehle mir die Veranlassung „zu deinem unglücklichen Entschluß, „und erwarte dann Trost, und Be-

„ruhi-

„ruhigung von mir. Er schien Gefallen an meiner Theilnahme zu finden, und sezte sich neben mir nieder. „Ich bin Salmanasser, einer der persischen Satrapen, die euer raubsüchtiger König Alexander gefangen mit „sich hieher brachte. Ich war ein „reicher Mann in meinem Vaterlande, „und hatte schöne Landgüter und „Schlösser. Mein Vermögen fiel in „die Hände dieses Tyrannen; seine „Kriegsleute ruinirten meine Ländereyen, plünderten meine Schlösser, „und gaben sie den Flammen zum „Raube. Meine zwey Kinder kamen „im Feuer um; ich aber, und mein „Weib Cassandra, geriethen in Gefangenschaft. Als wir dem Könige „vorgestellet wurden, sank ihm mein „Weib zu Füssen.„ Grosser König! rief sie unter strömenden Thränengüssen aus, „deine Kriegsleute haben uns „an den Bettelstab gebracht; erbarme „dich über uns! und laß uns lieber „einen Dolch ins Herz stoßen, ehe du „uns zu ewiger Gefangenschaft ver-

„dam-

„dammest! — schön war Cassandra, „wie eine Göttin, und edel ihr An„stand, wie der einer Königstöchter; „sie stand in ihrem zwey und zwan„zigsten Jahre. — Alexander be„trachtete sie genau; seine Miene wur„de milder, und sein Auge freundli„cher. „Steh' auf, schöne Frau! — „antwortete er — du sollst weder „sterben, noch eine schimpfliche Gefan„gene seyn!„ — Salmanasser! — „fuhr er zu mir fort — „du folgest „mir nach Griechenland! ich werde „dich an meinem Hofe behalten, und „es wird auf dein Betragen ankom„men, ob du dir meine Gnade verdie„nen, und dir den Weg zu einer an„sehnlichen Ehrenstelle bahnen willst. „Hier hast du mein königliches Wort „darauf! — Wir trauten dem Heuch„ler, und folgten ihm nach Griechen„land. Aber, o, ihr Götter! hättet „ihr mich doch lieber durchs Schwerd „umkommen lassen, ehe ihr mir diese „Schmach, diesen kränkenden Jam„mer erleben liessest! — Alexander

„ver-

„verliebte sich in meine Gattin, und — „nach langen Widerstand, überwand „er endlich ihre Tugend durch den „Glanz der Grösse, womit er uns an „seinem Hofe überhäufte. Nicht ge„nug war es diesem Barbaren, mich „meiner Kinder und meines Vermö„gens beraubt zu haben; auch um „das theureste, was ich auf der Welt „hatte, um mein Weib muste er mich „betrügen. — Wer sollt' ihm nicht „fluchen, dem unersättlichen Räuber? „— wer sollt' ihn nicht verabscheuen? „hat er nicht die heiligsten Banden „der ehelichen Liebe zerrissen, und sie „den Trieben seiner Wollust aufge„opfert? — und was soll ich nun „thun? soll ich mein höchstes Gut „in seinen unheiligen Händen sehen, „und mir seine Gnade durch den Schimpf „eines Hahnreys erwerben? — nein! „lieber will ich sterben, um nur mei„ne Schande nicht mit anzusehen: „aber fluchen will ich ihm auch noch „in jener Welt, und die ganze Rache „der Götter will ich wider ihn in

„Bewegung sezen. — Ich vermocht' es nicht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er verließ mich unter den gräßlichsten Verwünschungen deines Namens. Bald darauf erhenkte er, sich — wie du selbst wissen must, und seine Gattin, die du verführt hattest, grämte sich darüber zu Tode. — Und nun — grosser König? — beantworte dir es selbst, wer mehr Ehre von seinen Thaten hatte? ich, oder du? — und wer seine Mitmenschen dadurch glücklicher machte, oder selbst glücklicher wurde? —

A. Du hast mir eine scharfe Lection gelesen, Diogenes, ich habe diese Handlung bereut —

D. Auch beschlossen, nie eine ähnliche wieder zu begehen?

A. Du sollst dergleichen nicht wieder von mir hören. Doch ein andermal ein mehreres! izt rufen mich meine Geschäfte nach Hauße.

2.

A. Deine Philosophie, Diogenes, ist wirklich gut, nur aber nicht für den Menschen, der nach einem hohen Ziele strebt.

D. Hm! bestehet denn dieses Ziel in etwas andern, als in Erreichung der wahren Güter des Lebens?

A. Wahre Güter des Lebens? ich denke, die kenn' ich doch wohl.

D. Deine Handlungen zeigen es wenigstens nicht.

A. Nun! worinnen bestehen sie denn?

D. Sag' mir erst, was du darunter meinst?

A. Ueberfluß, Bequemlichkeit, Freyheit, Stärke, Gesundheit, Verstand.

D. Gut! aber alles das kann auch der Lasterhafte besitzen, und doch ist er selten glücklich dabey.

A. Das ist mir unbegreiflich.

D. Hast du den reichen Ismenias gekannt?

A. Nicht ganz genau.

D. Diesen Mann schien das Glück recht zu seinem Günstlinge auserseben zu

haben. Schon in seiner frühen Jugend erbte er von seinem Vater ein ungeheures Vermögen, und er legte alles drauf an, solches recht zu geniessen. Er reißte in die Morgenländer, und nach Egypten, ergab sich allen Wollüsten, die in jenen heißen Himmelsstrichen herrschen, und brachte zwey morgenländische Mädchen mit nach Hauße, die an Schönheit alles übertrafen, was man in Griechenland bisher nur immer gesehen hatte. Nun ließ er sich ein fast königliches Schloß bauen, und erfüllte es mit allem, was nur der menschliche Wiz an Ueppigkeit, und Pracht zu erfinden wuste. Täglich hielt er die grösten Schmausereyen, und seine Tafel war immer mit den seltensten Leckerbissen besezt. Wer nur zu ihm kommen, und Theil an seinen Vergnügungen nehmen wollte, dem stand sein Hauß offen. Die Tage wurden wie Bachanalien gefeyert, und die Nächte in den Umarmungen der Liebe hingeschwelgt. Er hielt sich eigne Truppen von Musikanten, Schauspielern, und Tänzern. Das Hauß war voll von schönen Tän-

zerinnen, die, nach gehaltenen Festen, ihre Reize dem Ismenias und seinen Freunden zum Besten gaben. Immer dachte er darauf, wie er seine Wollüste noch erhöhen, seine Bequemlichkeiten vergrössern, und seine Feste noch mehr vervollkomnen wollte. Alle Mittel, seine Zwecke zu erreichen, gab ihm sein Reichthum an die Hand. Es war mitten im Genuß dieses seines Freudenlebens, als ich einst von ihm zu Gaste gebeten wurde. „Bin ich nicht unendlich glücklicher, wie du, Diogenes! — sagte er damals zu mir — „ich habe alles, was mein Herz „wünschet, und du — gehst in Lumpen „einher, lebst von Kräutern, und Wur„zeln, und wohnst in einer Tonne! — „Frohlocke nicht zu frühzeitig, Ismeni„as! — antwortete ich ihm — du bist „noch nicht glücklich gestorben! — eini„ge Jahre schwelgte er sein wollüstiges „Leben noch so dahin; aber plözlich, wie „der Tod, überraschte ihn ein so unüber„windlicher Eckel vor allem, was er bis„her so heißhungrig verschlungen hatte, „daß er schlechterdings nichts mehr da-

 von

„von geniessen konnte. Im vierzigsten „Jahre war er schon ein halber Greis. „Weder essen, noch trinken, noch schla„fen konnte er. Auf dem weichsten La„ger war es ihm zu hart, und die blü„henden Reize der niedlichsten seiner Tän„zerinnen konnten seine Sinnen nicht mehr „zur Wollust schärfen. Die Musick war „ihm unerträglich; kein Freund durfte „mit ihm sprechen; bald vermehrten noch „körperliche Schmerzen die Schwermuth, „in welche seine Seele versenkt war. End„lich verfiel er in eine gänzliche Sinn„losigkeit, und starb ohne Verstand an „einer völligen Entkräftung. — Siehst du nun, Alexander! dieser Mann besaß alles, was du wahre Lebensgüter nanntest; aber machten sie ihn auch glücklich? —

A. Ismenias war ein Narr. Er wußte seine Güter nicht mit Mäßigkeit zu geniessen.

D. Das nicht allein: denn ihm mangelten auch Tugend, Klugheit, Zufriedenheit, und ein gut Gewissen. Aber freylich sind diese nur das Eigenthum dessen,

dessen, der die Götter verehret, und Ismenias war ein Lasterknecht, der nur seinen sinnlichen Trieben huldigte.

A. Ich verstehe dich, Diogenes! auch weiß ich allenfalls den Lasterhaften von dem Tugendhaften zu unterscheiden: Aber, ich möchte doch wissen, wie du als Philosoph mir die Sache erklären könntest.

D. Wer in dem Stande, worein ihn die Götter versezt haben, unter dem Gebrauch seiner Vernunft, seine Pflichten erfüllet, das ist der Tugendhafte. Wer es nicht thut, ist der Lasterhafte.

A. Deine Definition ist zu abstract, zu schulmäsig.

D. Ich will dir's deutlicher machen. Wenn ich meine eigene, und andrer Menschen Glückseligkeit befördere, so erfülle ich die Pflichten meines Berufs und dann bin ich tugendhaft.

A. Ich verstehe dich wohl; aber nun fällt mir wieder die Frage ein, wodurch man eigentlich seine, und andrer Menschen Glückseligkeit befördern kann?

D. Blos durch den rechten Gebrauch des Verstandes, und die Besserung des Willens. —

A. Aber worinnen —

D. Du läßt mich nicht ausreden, Alexander! — Man unterscheide das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen, das Wesen vom Schein! man suche und liebe jenes, dieses aber fliehe und hasse man! jede Sache betrachte man nach ihrem innerlichen wahren Werth, nicht nach Vorurtheilen, und Leidenschaften! man halte die Triebe der Sinnlichkeit im Zaum, man thue sich selbst, und seinen Mitbürgern nichts zuwider, vielmehr befördere man alles, wodurch man sich und andre glücklicher und vollkommner machen kann! —

A. Du predigest, lieber Diogenes! was du mir da sagst, sind Gemeinsprüche, die leicht hingeworfen sind. Ob aber der Mensch auch das alles könnte, das möchte ich wissen.

D. Freylich nicht so ganz vollkommen. Aber man kann doch vieles, wenn man will. Oft fehlt es nur daran, daß

der

der Mensch seine Leidenschaften nicht bezwingen will. Diese führen ihn hernach irre, und stürzen ihn ins Verderben. Z. B. der Ehrgeitz — welches Unheil kann er nicht anrichten, wenn ihm der Mensch den Zügel schiessen läßt? So fiel Milenides, der bey deinem Vater Philippus Minister war. —

A. Wie giengs ihm noch? ich hab' ihn nur in meiner Kindheit gekannt.

D. Er war der Günstling deines Vaters, ein großer verschlagner Kopf, voll treflicher Kenntnisse, und — gleichsam geboren zum Minister eines großen Königs. Aber er besaß auch ein ehrgeiziges, emporstrebendes Herz. Seine Verdienste erhoben ihn auf den Gipfel der ersten Staatsbedienung, und die Gnade seines Königs überhäufte ihn mit Reichthum und Ehre. Philippus Liebe und Vertrauen besaß er zwar im höchsten Grade; aber der Hof und das Volk fürchteten ihn, ob sie gleich äußerlich sich gegen ihn demüthigen musten. Durch ihn herrschte der Monarch, und alles gieng durch seine Hände. Er führte eine

Pracht am Hofe deines Vaters ein, die bisher noch kein griechischer König gekannt hatte; er begleitete den Monarchen auf seinen Feldzügen, und dieser theilte seine Lorbern mit ihm. Je mehr Ehre er aber genoß, desto begieriger strebte er immer noch nach deren Erhöhung. Dein Vater befriedigte seinen unermeßlichen Ehrgeiz, wo er nur konnte, und wußte: Denn er glaubte so gar, seiner eigenen Macht dadurch noch mehr Glanz zu geben, wenn er seinen Minister hervorzöge. Aber nichts desto weniger blieb Milenides bey all seiner Größe doch immer mißvergnügt. Der Hof und das Reich deines Vaters kam ihm, für seinen allumfassenden Geist, noch zu klein vor. An einem größern Hofe glaubte er, sich auch noch höher schwingen zu können. Kurz, er hatte bey deinem Vater keine Ruhe mehr; er nahm seinen Abschied, und gieng in die Dienste des Königs von Persien. In der That besaß er eben so große Staatskenntnisse, als ihm die Gabe, aller Herzen an sich zu fesseln, eigen war. Auch

hier machte seine Geschicklichkeit Aufsehen. Er wurde der Liebling seines neuen Herrn, welcher ihn allen einheimischen Staatsbedienten vorzog, und ihn im kurzen zur ersten Würde des Reichs erhob. Nunmehr dachte er zwar die höchste Staffel seines Glücks erreichet zu haben, als er der nächste nach dem mächtigsten Könige auf Erden war. Gleichwohl hatte sein Ehrgeitz noch immer keine Grenzen, und nur dieser verleitete ihn zu zwey Unternehmungen, die endlich auch den Grund zu seinem Falle legten. Er wurde nemlich von seinem Herrn an den Hof des Königs von Indien geschickt, um für den Thronfolger, um die Prinzessin dieses Königs zu werben. Die junge Dame war schön, und geistreich. Sehr günstig schien sich die Unterhandlung für den Prinzen anzufangen. Er und das Reich würden durch diese Heyrath sehr glücklich geworden seyn. Aber nein! Milenides zog seinen Ehrgeitz dem Wohl seines Herrn, und des Reichs vor. Er bemerkte nemlich an der indianischen Prinzessin einen gewissen Hang zum Regieren,

gieren, der ihm gefährlich schien, weil er fürchtete, sie würde bald das Herz des Thronfolgers von ihm abwenden, und ihm das Ruder der Regierung entreissen. Er brach also die Heiraths-Unterhandlungen plözlich, und ohne alle Ursache ab, und reißte nach Hauße. Hierdurch zog er nun aber seinen Herrn einen gefährlichen Krieg zu: denn nicht nur der König von Indien hatte es übel genommen, daß man ihm mit der vorgespiegelten Heirath gleichsam zum besten gehabt habe, sondern Milenides war noch dazu unvorsichtig genug, seinem Herrn glaubend zu machen, der König von Indien hätte die Parthie mit dem Thronfolger Persiens mit Hohnlächeln auszuschlagen sich erkühnet. Das Kriegsfeuer zwischen beyden Reichen war nun angeblasen, und bald brach es in verzehrende Flammen aus. Milenides hingegen war sehr vergnügt darüber: denn er fand hier eine neue Gelegenheit, seine Ruhmsucht zu befriedigen. Der König trug ihm das Oberkommando über die Armee auf; mit Sieg, und Lorbern gekrönt,

krönt, träumte er sich schon den glorreichsten Triumph. Aber hier sezten endlich die Götter seinem Ehrgeitze das Ziel. Er wurde auf Anstiften des Thronfolgers, der seine Verrätherey erfahren hatte, durch Meuchelmörder des Nachts in seinem Zelte, und im Angesichte seiner Wache erstochen.

A. Dieser **Melenides** war nach deiner Erzehlung freylich ein thörichter Mensch, der kein besser Schicksal verdiente.

D. Aber hätte er nicht glücklich seyn können, wenn er seinen ungezähmten Leidenschaften Grenzen zu setzen, gewußt hätte?

A. Das ist nicht zu leugnen. Aber da wär' es ja wohl am allerbesten, man suchte alle seine Leidenschaften gerade auszurotten.

D. Hm! daß du doch nie bey der Mittelstraße bleiben kannst. Hätten wir gar keine Leidenschaften, so würde all' das Gute unterbleiben, das sie nicht selten auch hervor bringen. Nein! lieber König! nur dahin muß unser Bestreben

gehen,

gehen, unsre Leidenschaften von Ausschweifungen ab- und zum Guten zu lenken.

A. Es läßt sich hören. Nur wie man es anfängt, daß uns auch das Ding von statten gehet, das ist noch eine sehr wichtige Frage dabey.

D. O! das ist leicht. Ehe wir etwas reden, oder thun, müssen wir nun erst erwägen, ob es auch mit den Gesezen der Vernunft überein kommt, oder nicht.

A. Wieder sehr unbestimmt und schulmäßig gesprochen, Diogenes. Du mußt mir auch sagen, woran man es erkennen kann, ob etwas vernünftig, oder unvernünftig sey.

D. Du stellst dich würklich sehr unwissend. Weil du es aber verlangst, so will ich einmal thun, als ob du mein Schüler wärst. Alles, was einen Einfluß auf die Vermehrung der Güter meines Lebens, ohne Schaden eines andern hat, — was mich z. B. gesünder, stärker, freyer, klüger, einsichtsvoller, edler, tugendhafter, mit mir selbst zufriedner,

und vergnügter macht; dieß nennet man vernünftig. Das Gegentheil aber, was nemlich die Güter meines Lebens vermindert, und andern Verdruß, Mißvergnügen, und Schaden zuziehet, das ist den Gesezen der Vernunft zuwider. Wenn du nun jenes thust, und dieses unterlässest, so hast du das Mittel gefunden, deine Leidenschaften zu besiegen, und sie von dem Bösen ab= auf das Gute zu lenken. Dadurch allein erwirbt man sich die wahre Ruhe der Seele, und befreyet sich von den Vorwürfen des Gewissens.

A. Wenn du es so weit gebracht hast, Diogenes, so bist du freylich glücklich. Aber sollten denn nicht auch dich bisweilen deine Leidenschaften überraschen?

D. O! nur mehr, als zu oft. Aber — ich betrachte sie, wie ein Possenspiel, das ich eine Zeitlang toben lasse, um hernach desto mehr darüber zu lachen; und kann wohl der Vernünftige sich von Possen hinreissen lassen?

A. Das glaub' ich dir nicht ganz, Diogenes! solltest du mich denn z. B.

um den hohen und glücklichen Zustand, worinn ich mich befinde, nicht manchmal beneiden?

D. O! ja! ich beneide dich würklich um deinen Zustand, wenn ich dich als einen Menschen betrachte, der Gelegenheit hat, hundert und mehrere tausend andere glücklich zu machen. Sehe ich aber auf der andern Seite, wie du aus unmäßiger Herrsch- und Eroberungssucht, so viele tausend Menschen ins Elend stürzest, wie du ihnen Gut, und Blut, Gesundheit, Freyheit, Ehre und Leben raubst, wie unruhig du selbst dabey bist, wie von Sorgen, Gefahren, Furcht, Schrecken und Gewissensbissen, du in einem beständigen Kreislaufe umher getrieben wirst; so bin ich gern mit meinem Zustande zufrieden, ich beneide dich nicht mehr, sondern ich habe vielmehr Mitleiden mit deinem unglücklichen Zustande.

A. Du sagest mir bittre Wahrheiten. Ich fühle es wohl oft, daß ein König nicht eben der glücklichste Mensch ist.

D. Er könnte es aber doch seyn, wenn er nur wollte, wenn's ihm nur Ernst wäre, seinen Lieblingsleidenschaften Gewalt anzuthun. Aber freylich gehört Muth, Entschlossenheit, und Beharrlichkeit dazu. Ich weiß ein Beyspiel von einem gewissen König Gorgias in Mesopotamien, der hierinn eine wahre Heldenthat über sich ausübte. —

A. Mein Lehrmeister Aristoteles hat mir von ihm erzehlet. Er war ein sehr löblicher Regent.

D. Aber weißt du auch, wie er es geworden ist?

A. Nein!

D. Nun! so will ich dir seine Geschichte erzehlen. Wie deine Lieblingsleidenschaft die Ruhmsucht ist, so war es ihm die Liebe. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam er als Jüngling zur Regierung. Ein alter weiser Minister, der vom vorigen König noch da war, rieth ihm an, sich zu verheirathen. Aber Gorgias verliebte sich in die Tochter eines egyptischen Gauklers, der mit Wahrsagerkünsten im Lande umher zog, und

nahm sie als seine Geliebte zu sich. Sarahel, so hieß das Mädchen, war in der That die schönste, und reizendste Figur, welche sich auch die schöpferischste Einbildungskraft kaum denken konnte. Ihr bezauberndes Wesen fesselte nicht nur den König mit unauflößlich scheinenden Banden an sie, sondern sie wuste auch aller Herzen am Hofe so für sich einzunehmen, daß jedermann sie mit Entzücken betrachtete. Auch besaß sie ungemein viel Geist und Verstand, und vortreflich wuste sie sich drein zu finden, das Herz eines großen Königs, ganz nach ihrem Willen, und Gelüsten zu lenken. Desto häßlicher aber war ihr Karakter. Aeusserst wollüstig, verschwenderisch, neidisch, heimtückisch, hinterlistig, und grausam, verband sie mit diesen Lastern noch viel mehrere, die zugleich den schädlichsten Einfluß auf den König, und seine Regierung hatten. Dieser junge Herr, der sie anbetete, und alles vortreflich fand, was sie angab, und begehrte, nahm sehr bald auch ihre Laster an, ob er gleich sonst der beste, und gutherzig-

herzigste Mann von der Welt war. In den Armen seiner unwürdigen Günstlingin, und im Taumel der Zerstreuungen, worein sie ihn stürzte, vernachläßigte er die Regierungsgeschäfte, und vertraute sie Sarahels Kreaturen an, die das Land aussaugten, die Unterthanen drückten, und sich auf ihre Kosten bereicherten. Die Schäze des Reichs wurden durch ungeheure Feste, und Lustbarkeiten verschwendet; bald reichten die Einkünfte des Königs zu dem Aufwande nicht mehr zu, der zu diesen ungeheuren Verschwendungen erfordert wurde, und eine unübersehliche Schulden Last war die Folge davon. Gute treue Ministers wurden abgedankt, und ins Elend verwiesen, ihre Stellen aber mit Schurken, und Ignoranten besezt. Es entstanden Meutereyen unter dem Adel, und unter dem Volk; man wollte dieser liederlichen Staatswirthschaft länger nicht zusehen, und das Reich zu Grunde richten lassen. Es brach also eine höchst gefährliche Rebellion aus; Meuchelmörder trachteten nach dem Leben des Königs,

und die Verschwornen hatten nichts geringeres im Sinn, als ihn abzusezen, und auf dem Blutgerüste sterben zu lassen. Der bürgerliche Krieg, der daraus entstand, verheerte das Reich, und verwandelte es in Wüsteneyen. Gorgias dämpfte zwar die Rebellion, aber mit dem Blute mancher würdiger Unterthanen, und der Geist des Aufruhrs schlich nun im Dunkeln umher. Nirgends war Gorgias mehr sicher; selbst in den Armen seiner unwürdigen Geliebten überfielen ihn einmal die Meuchelmörder, von welchen er sich aber noch durch seine Stärke rettete. Endlich stand das Reich auf dem Punkte, in den Trümmern der allgemeinen Verheerung zu versinken, und ein benachbarter König rüstete sich schon, solches unter seine Bothmäsigkeit zu bringen. Viele Große traten öffentlich auf seine Seite, und bey den erschöpften Finanzen des Gorgias war es zu befürchten, daß, wenn jener einbrach, das ganze Land, sich seinem Scepter unterwerfen würde. — Der unglückliche König wuste selbst das wenigste davon, und

wie

wie nahe er seinem Falle war: Denn Sarahel und ihre Kreaturen überströmten ihm mit sinnlichen Vergnügungen, die ihn gar nicht zum Nachdenken kommen liessen. Niemand meinte es gut mehr mit ihm, als jener alte Minister, von welchem ich oben erzehlte, daß er dem König zur Verheirathung rieth. Schon längst hatte man ihn seines Amts entsezt. Auch hatte er die Residenz verlassen, und lebte auf seinem Landguthe. Mit inniger Rührung sah' er die Noth des Vaterlandes, und der mit starken Schritten heran eilende völlige Ruin desselben drang ihm durch die Seele. Er kannte zugleich den Gorgias, und wußte, daß sein Herz im Grunde gut, nur aber durch seine Günstlingin Sarahel verderbt worden war. Es jammerte ihm, seinen Herrn, unter der Sclaverey einer tyrannischen Leidenschaft für ein gewissenloses Weib, dahin fallen zu sehen. Noch einem Versuch, zu seiner Rettung, und zur Erlösung des Vaterlandes zu machen; dieß hielt er doch noch für seine Pflicht, ob ihn gleich der König so

schlecht für seine treuen Dienste belohnt hatte. Er begab sich also noch einmal in die Residenz, und ließ sich beym Könige melden. Gorgias ließ ihn vor sich, und fragte nach seinem Begehren. Mit Thränen im Augen sank der edle Greiß zu seinen Füssen, und sprach mit zitternder Stimme: „ich komme, dein Leben, und „die Rettung deines Reichs von dir selbst „hier auf meinen Knien zu erflehen. Erbar„me dich über deine Unterthanen, König! „befreye sie von dem harten Joch, das „sie drückt! höre die Stimme eines Grei„ses, der sonst so glücklich war, dir ra„then zu dürfen, und der es noch immer „gut mit dir meint! — Den König rührte die edle Einfalt des Alten: denn er war ein weicher lenksamer Herr, der nie dem Bittenden sein Ohr verschloß.“ „Wenn du nicht von denen bist, — ant„wortete er — die sich wider mein Le„ben verschworen haben, so stehe auf, „und sage mir, was ich thun soll? — Der Alte schwor ihm, daß er es redlich meine, stand auf, und sagte: „Du mußt „deiner Liebe für Sarahel entsagen, und

„die

„die Prinzessin des Königs heirathen, „der nach deinem Reiche trachtet! nur „dieß ist der Weg, dich, und dein Vater„land vom Untergange zu retten. — „Gorgias stuzte, und fragte: „was hat „Sarahel gethan, daß ich sie verstoßen „soll? — Der Minister nahm sich die Freyheit, sie dem Könige, nach ihrem wahren Karackter zu schildern, und ihm mit lebhaften Farben das Elend zu zeichnen, worein sie ihn und das Reich gestürzt habe. Seine Worte waren so hinreissend, und seine Gemälde so erschütternd, daß der König in heftige Bewegung gerührt, und mit Unwillen ausrief: „Warum hat mir das noch nie„mand gesagt? — Ach! und warum „ist dieses Weib so bezaubernd, das mein „Unglück befördert? — — —

Er heftete stumm seinen Blick zur Erde, und schien mit einer Leidenschaft zu kämpfen, die seine ganze Seele umfaßte. „Ermanne dich, mein König! — „sagte der Greiß — mache dich würdig „der Größe deiner glorreichen Vorfah„ren!

„ren! — erringe den grösten Sieg eines „Monarchen — den Sieg über dich selbst! „ — er kostet dir nicht das Blut dei„ner Unterthanen — er kostet nur die „Aufopferung einer unmännlichen Lei„denschaft.“ — Noch antwortet Gorgias nicht; nur einige Thränentropfen drangen aus seinen Augen, und fielen vor ihm auf den Boden hin. Endlich sagte er im Tone der äussersten Weh„muth: „Nein, Alter! du forderst zu „viel! diese Sarahel ist die Seele mei„ner Seele, und das Leben meines Le„bens! — ich kann nicht — ich kann sie „nicht verstoßen! — nimm deinen Dolch „und erstich mich in ihren Armen, aber „muthe mir nicht zu, daß ich das Weib, „das ich liebe, mit dem langsamen Gif„te meiner Verachtung zu Tode martern „soll!„ — Doch der Minister ließ sich nicht irre machen; ganz gelassen antwortete er: „Die Tochter eines Gaucklers, „die dich zu Grunde richtet, ist dir also „lieber, als die Glückseligkeit der Millio„nen Einwohner deines Reichs? — O, „wehe dem Lande, welchem die Götter ei-

„nen

„nen solchen König geben! — Wehe —
„wehe dir, Gorgias! der du so die Ra-
„che der Götter reizest!" — Izt that
er, als ob er den König verlassen wolle
und gieng nach der Thür zu. — Aber
Gorgias sprang heftig von seinem Stuhl
auf, und rief: „Halt! — verlaß mich
„nicht, Alter! — nimm deine Bedienung
„wieder an! und — hier! — hier hast
„du Ordre, die Sarabel in Verhaft zu
„nehmen, und sie aus dem Lande zu
„schaffen! — Ich will dem Reiche zei-
„gen, daß ich noch Gorgias bin. —
„Dein Wehe hat meine ganze Seele zer-
„malmet. — Aber eile! — eile! —
„mache, daß ich sie nicht wieder sehe,
„sonst sind wir beyde verlohren." — —
Mit Thränen im Augen sank der Alte zu
seinen Füssen, und sprach mit rührender
Stimme: „ich danke dir im Namen des
„Vaterlandes! du hast uns unsre Ruhe
„wieder gegeben! die Götter segnen dei-
„nen Sieg! ich eile, deine Befehle zu
„vollziehen, aber ich werde auch für dei-
„ne Beruhigung sorgen.

Er gieng weg, und Sarahel war den andern Tag schon über die Grenze. Gorgias bekam sie nie wieder zu sehen: Denn sie gieng nach Egypten, wo sie endlich bis zur Niedrigkeit einer öffentlichen Buhlerin herabsank, und in einem Krankenhauße starb. Ihre Kreaturen wurden gleichfals vom Hofe entfernt. Gorgias heirathete die Tochter des benachbarten Königs, der nach dem Reiche getrachtet hatte. Dieser wurde nun sein Freund; er unterstüzte ihn mit Gelde, um seine Staaten wieder in Ordnung zu bringen, und Gorgias wurde nun der löblichste Regent der von seinen Unterthanen angebetet, im glorreichen Alter starb. — Und so, Alexander! war die Besiegung der Leidenschaften, das einzige Mittel, die Ruhe und Glückseligkeit eines Königs, und eines Volks wieder herzustellen, welche beyde unter der Sclaverey dieser Leidenschaften sonst zu Grunde gegangen wären.

A. Gorgias handelte vortreflich; das ist nicht zu leugnen. Aber ich glaube,

be, ich würde dasselbe gethan haben, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre.

D. Ich glaube dir es, weil die Liebe deine Lieblingsleidenschaft eben nicht ist. Solltest du aber deine Ruhmsucht so aufopfern müssen, so weiß ich nicht, ob du Muth genug dazu haben würdest.

A. Meine Ruhmsucht hat doch immer die schädlichen Folgen noch nicht hervorgebracht, welche des Gorgias Liebe nach sich zog.

D. Nicht? — ich dächte dir wohl das Gegentheil zu beweisen.

A. Ich sehe aber nicht ein, warum ein König nicht seinen Ruhm, und seine Ehre zu befördern suchen sollte. — Doch davon ein andermal! — ich sehe eben an der Sonne, daß es Tafelzeit seyn muß. Gesegnete Mahlzeit, Diogenes?

D. Ich wünsche, daß du so vergnügt speisen mögest, wie ich bey meinem Wurzel-Gerichte.

Th..

Die Fortsetzung folgt im künftigen Bande.

V.

Salned und Garaldi

Eine morgenländische Erzehlung.

Zum erstenmal kam einst in den Laden eines jungen Kaufmanns zu Bassora ein sehr wohlgebildetes junges Frauenzimmer, um sich etwas von seidenen Zeugen einzukaufen. Ihre sanfte sonore Stimme entzückte ihn eben so sehr, als die feine Manier, worinn sie sich auszudrücken wuste. Immer lebhafter und wärmer wurde daher ihre Unterhaltung, je mehr auch der Kaufmann das Glück hatte, der jungen Dame zu gefallen. Zwar bloß unter dem Vorwande, als

als ob es gar zu heiß sey, erhob sie Anfangs ihren Schleyer ein wenig; in der That aber that sie es in der Absicht, um des jungen Mannes Herz für ihre Schönheit desto mehr zu entflammen, und der Kunstgriff gelang: denn der Kaufmann fieng eben so bald Feuer, als es das Mädchen auf ihn anlegte.

Schwer wurde es ihm nicht, sich auf eine feine Art, von der Lage ihrer Umstände zu unterrichten; und — sie war nichts weiter, als die Tochter eines angesehenen, aber nur in mittelmäsigen Vermögens Umständen stehenden Bürgers aus der Stadt. Weil er nun selbst desto reicher war, so entschloß er sich auf der Stelle, sie zu heirathen, und faßte sogleich den Muth, ihr eine Liebes-Erklärung zu thun. Das Mädchen hörte sie an, bezeigte sich sehr entzückt darüber, und — machte ihm einige Hofnung auf ihre Gegenliebe. —

„Ach! ich wäre der glücklichste sterbliche, sagte nun der neue Liebhaber, „wenn Sie mir erlaubten, von Ihrem Vater mir Ihre Hand zu erflehen!

Nieder

Nieder sank er vor ihr auf seine Knie, und schmachtend bath er um diese Erlaubniß. Gefällig genug war sie nun auch, ihren Schleyer vollends ganz herab zu ziehen, und — welche namenlose Reitze im Engelgesicht des Mädchens erblickte er noch im verschönernden Gewande der Schamhaftigkeit! —

„Ich verlange nicht," war zugleich ihre Antwort, „daß Sie so viel für ein Frauenzimmer thun sollen, das Sie bis izt nur halb gesehen haben. Betrachten Sie mich ganz! und — beharren Sie dann noch bey Ihrem Vorsaze, so versichere ich Sie: ich werde über den glücklichen Erfolg Ihrer Bemühungen eben so vergnügt, als Sie selbst seyn.

Ganz ausser sich war der Kaufmann für Freude darüber;

„Ach! du Schönste deines Geschlechts! sprach er mit einer feurigen Umarmung,

„schon dünkt mir die Zeit, eh' ich zum Genuß dieser göttlichen Reize gelange, eine Ewigkeit. —

Bald

und die Verschwornen hatten nichts geringeres im Sinn, als ihn abzusezen, und auf dem Blutgerüste sterben zu lassen. Der bürgerliche Krieg, der daraus entstand, verheerte das Reich, und verwandelte es in Wüsteneyen. Gorgias dämpfte zwar die Rebellion, aber mit dem Blute mancher würdiger Unterthanen, und der Geist des Aufruhrs schlich nun im Dunkeln umher. Nirgends war Gorgias mehr sicher; selbst in den Armen seiner unwürdigen Geliebten überfielen ihn einmal die Meuchelmörder, von welchen er sich aber noch durch seine Stärke rettete. Endlich stand das Reich auf dem Punkte, in den Trümmern der allgemeinen Verheerung zu versinken, und ein benachbarter König rüstete sich schon, solches unter seine Bothmäsigkeit zu bringen. Viele Große traten öffentlich auf seine Seite, und bey den erschöpften Finanzen des Gorgias war es zu befürchten, daß, wenn jener einbrach, das ganze Land, sich seinem Scepter unterwerfen würde. — Der unglückliche König wuste selbst das wenigste davon, und

wie nahe er seinem Falle war: Denn Sarahel und ihre Kreaturen überströmten ihm mit sinnlichen Vergnügungen, die ihn gar nicht zum Nachdenken kommen liessen. Niemand meinte es gut mehr mit ihm, als jener alte Minister, von welchem ich oben erzehlte, daß er dem König zur Verheirathung rieth. Schon längst hatte man ihn seines Amts entsezt. Auch hatte er die Residenz verlassen, und lebte auf seinem Landguthe. Mit inniger Rührung sah' er die Noth des Vaterlandes, und der mit starken Schritten heran eilende völlige Ruin desselben drang ihm durch die Seele. Er kannte zugleich den Gorgias, und wußte, daß sein Herz im Grunde gut, nur aber durch seine Günstlingin Sarahel verderbt worden war. Es jammerte ihm, seinen Herrn, unter der Sclaverey einer tyrannischen Leidenschaft für ein gewissenloses Weib, dahin fallen zu sehen. Noch einem Versuch, zu seiner Rettung, und zur Erlösung des Vaterlandes zu machen; dieß hielt er doch noch für seine Pflicht, ob ihn gleich der König so

 schlecht

schlecht für seine treuen Dienste belohnt hatte. Er begab sich also noch einmal in die Residenz, und ließ sich beym Könige melden. Gorgias ließ ihn vor sich, und fragte nach seinem Begehren. Mit Thränen im Augen sank der edle Greiß zu seinen Füssen, und sprach mit zitternder Stimme: „ich komme, dein Leben, und „die Rettung deines Reichs von dir selbst „hier auf meinen Knien zu erflehen. Erbar„me dich über deine Unterthanen, König! „befreye sie von dem harten Joch, das „sie drückt! höre die Stimme eines Grei„ses, der sonst so glücklich war, dir ra„then zu dürfen, und der es noch immer „gut mit dir meint! — Den König rührte die edle Einfalt des Alten: denn er war ein weicher lenksamer Herr, der nie dem Bittenden sein Ohr verschloß." „Wenn du nicht von denen bist, — ant„wortete er — die sich wider mein Le„ben verschworen haben, so stehe auf, „und sage mir, was ich thun soll? — Der Alte schwor ihm, daß er es redlich meine, stand auf, und sagte: „Du mußt „deiner Liebe für Sarahel entsagen, und

„die Prinzessin des Königs heirathen, „der nach deinem Reiche trachtet! nur „dieß ist der Weg, dich, und dein Vater„land vom Untergange zu retten. — „Gorgias stuzte, und fragte: „was hat „Sarahel gethan, daß ich sie verstoßen „soll? — Der Minister nahm sich die Freyheit, sie dem Könige, nach ihrem wahren Karackter zu schildern, und ihm mit lebhaften Farben das Elend zu zeichnen, worein sie ihn und das Reich gestürzt habe. Seine Worte waren so hinreissend, und seine Gemälde so erschütternd, daß der König in heftige Bewegung gerührt, und mit Unwillen ausrief: „Warum hat mir das noch niemand gesagt? — Ach! und warum „ist dieses Weib so bezaubernd, das mein „Unglück befördert? — — —

Er heftete stumm seinen Blick zur Erde, und schien mit einer Leidenschaft zu kämpfen, die seine ganze Seele umfaßte. „Ermanne dich, mein König! — „sagte der Greiß — mache dich würdig „der Größe deiner glorreichen Vorfah-

„ren! — erringe den grösten Sieg eines
„Monarchen — den Sieg über dich selbst!
„ — er kostet dir nicht das Blut dei-
„ner Unterthanen — er kostet nur die
„Aufopferung einer unmännlichen Lei-
„denschaft.“ — Noch antwortet Gorgias nicht; nur einige Thränentropfen drangen aus seinen Augen, und fielen vor ihm auf den Boden hin. Endlich sagte er im Tone der äussersten Wehmuth: „Nein, Alter! du forderst zu
„viel! diese Sarahel ist die Seele mei-
„ner Seele, und das Leben meines Le-
„bens! — ich kann nicht — ich kann sie
„nicht verstoßen! — nimm deinen Dolch
„und erstich mich in ihren Armen, aber
„muthe mir nicht zu, daß ich das Weib,
„das ich liebe, mit dem langsamen Gif-
„te meiner Verachtung zu Tode martern
„soll!„ — Doch der Minister ließ sich nicht irre machen; ganz gelassen antwortete er: „Die Tochter eines Gauklers,
„die dich zu Grunde richtet, ist dir also
„lieber, als die Glückseligkeit der Millio-
„nen Einwohner deines Reichs? — O,
„wehe dem Lande, welchem die Götter ei-
„nen

„nen solchen König geben! — Wehe —
„wehe dir, Gorgias! der du so die Ra=
„che der Götter reizest!“ — Izt that
er, als ob er den König verlassen wolle
und gieng nach der Thür zu. — Aber
Gorgias sprang heftig von seinem Stuhl
auf, und rief: „Halt! — verlaß mich
„nicht, Alter! — nimm deine Bedienung
„wieder an! und — hier! — hier hast
„du Ordre, die Sarabel in Verhaft zu
„nehmen, und sie aus dem Lande zu
„schaffen! — Ich will dem Reiche zei=
„gen, daß ich noch Gorgias bin. —
„Dein Wehe hat meine ganze Seele zer=
„malmet. — Aber eile! — eile! —
„mache, daß ich sie nicht wieder sehe,
„sonst sind wir beyde verlohren.“ — —
Mit Thränen im Augen sank der Alte zu
seinen Füssen, und sprach mit rührender
Stimme: „ich danke dir im Namen des
„Vaterlandes! du hast uns unsre Ruhe
„wieder gegeben! die Götter segnen dei=
„nen Sieg! ich eile, deine Befehle zu
„vollziehen, aber ich werde auch für dei=
„ne Beruhigung sorgen.

Er gieng weg, und Sarahel war den andern Tag schon über die Grenze. Gorgias bekam sie nie wieder zu sehen: Denn sie gieng nach Egypten, wo sie endlich bis zur Niedrigkeit einer öffentlichen Buhlerin herabsank, und in einem Krankenhauße starb. Ihre Kreaturen wurden gleichfals vom Hofe entfernt. Gorgias heirathete die Tochter des benachbarten Königs, der nach dem Reiche getrachtet hatte. Dieser wurde nun sein Freund; er unterstüzte ihn mit Gelde, um seine Staaten wieder in Ordnung zu bringen, und Gorgias wurde nun der löblichste Regent der von seinen Unterthanen angebetet, im glorreichen Alter starb. — Und so, Alexander! war die Besiegung der Leidenschaften, das einzige Mittel, die Ruhe und Glückseligkeit eines Königs, und eines Volks wieder herzustellen, welche beyde unter der Sclaverey dieser Leidenschaften sonst zu Grunde gegangen wären.

A. Gorgias handelte vortreflich; das ist nicht zu leugnen. Aber ich glaube,

be, ich würde dasselbe gethan haben, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre.

D. Ich glaube dir es, weil die Liebe deine Lieblingsleidenschaft eben nicht ist. Solltest du aber deine Ruhmsucht so aufopfern müssen, so weiß ich nicht, ob du Muth genug dazu haben würdest.

A. Meine Ruhmsucht hat doch immer die schädlichen Folgen noch nicht hervorgebracht, welche des Gorgias Liebe nach sich zog.

D. Nicht? — ich dächte dir wohl das Gegentheil zu beweisen.

A. Ich sehe aber nicht ein, warum ein König nicht seinen Ruhm, und seine Ehre zu befördern suchen sollte. — Doch davon ein andermal! — ich sehe eben an der Sonne, daß es Tafelzeit seyn muß. Gesegnete Mahlzeit, Diogenes?

D. Ich wünsche, daß du so vergnügt speisen mögest, wie ich bey meinem Wurzel-Gerichte.

Th..

Die Fortsetzung folgt im künftigen Bande.

V.

V.

Salned und Garaldi

Eine morgenländische Erzehlung.

Zum erstenmal kam einst in den Laden eines jungen Kaufmanns zu Bassora ein sehr wohlgebildetes junges Frauenzimmer, um sich etwas von seidenen Zeugen einzukaufen. Ihre sanfte sonore Stimme entzückte ihn eben so sehr, als die feine Manier, worinn sie sich auszudrücken wuste. Immer lebhafter und wärmer wurde daher ihre Unterhaltung, je mehr auch der Kaufmann das Glück hatte, der jungen Dame zu gefallen. Zwar bloß unter dem Vorwande, als

als ob es gar zu heiß sey, erhob sie Anfangs ihren Schleyer ein wenig; in der That aber that sie es in der Absicht, um des jungen Mannes Herz für ihre Schönheit desto mehr zu entflammen, und der Kunstgriff gelang: denn der Kaufmann fieng eben so bald Feuer, als es das Mädchen auf ihn anlegte.

Schwer wurde es ihm nicht, sich auf eine feine Art, von der Lage ihrer Umstände zu unterrichten; und — sie war nichts weiter, als die Tochter eines angesehenen, aber nur in mittelmäßigen Vermögens Umständen stehenden Bürgers aus der Stadt. Weil er nun selbst desto reicher war, so entschloß er sich auf der Stelle, sie zu heirathen, und faßte sogleich den Muth, ihr eine Liebes-Erklärung zu thun. Das Mädchen hörte sie an, bezeigte sich sehr entzückt darüber, und — machte ihm einige Hofnung auf ihre Gegenliebe. —

„Ach! ich wäre der glücklichste sterbliche, sagte nun der neue Liebhaber, „wenn Sie mir erlaubten, von Ihrem Vater mir Ihre Hand zu erflehen!

Nieder

Nieder sank er vor ihr auf seine Knie, und schmachtend bath er um diese Erlaubniß. Gefällig genug war sie nun auch, ihren Schleyer vollends ganz herab zu ziehen, und — welche namenlose Reitze im Engelgesicht des Mädchens erblickte er noch im verschönernden Gewande der Schamhaftigkeit! —

„Ich verlange nicht,“ war zugleich ihre Antwort, „daß Sie so viel für ein Frauenzimmer thun sollen, das Sie bis izt nur halb gesehen haben. Betrachten Sie mich ganz! und — beharren Sie dann noch bey Ihrem Vorsaze, so versichere ich Sie: ich werde über den glücklichen Erfolg Ihrer Bemühungen eben so vergnügt, als Sie selbst seyn.

Ganz ausser sich war der Kaufmann für Freude darüber;

„Ach! du Schönste deines Geschlechts! sprach er mit einer feurigen Umarmung,

„schon dünkt mir die Zeit, eh' ich zum Genuß dieser göttlichen Reize gelange, eine Ewigkeit. —

Bald

Bald waren die nöthigen Verabredungen vollends getroffen; das Mädchen gieng wieder nach Hauße, und der verliebte Kaufmann verlor keine Zeit, die Sache zu Stande zu bringen. Auch erreichte er würklich schon in wenig Tagen seinen Zweck: denn der Vater der Salned — so hieß das junge Frauenzimmer, konnte nichts mehr wünschen, als seine Tochter so wohl versorgt zu sehen.

Eben so bald waren auch die Zubereitungen zur Hochzeit gemacht, und — der Tag erschien, der das Glück des verliebten Paares vollenden sollte. Doch mitten unter den Freuden des Festes, empfand die Braut eine Anfangs nur leichte Unpäßlichkeit, die sich aber vermehrte, je näher der Zeitpunct der innigeren Vereinigung heran kam. Noch immer verbiß Salned ihre Schmerzen, und glücklich erreichte sie das Brautgemach, ohne daß solche jemand an ihr bemerkte.

Izt waren nun die neuen Ehegatten allein — sie bestiegen Hymens Tempel

— Asem,

— Asem, so hieß der Bräutigam, schloß die junge Gattin in seine Arme, und überströmte sie mit Liebkosungen, die von den leidenschaftlichsten Versicherungen einer ewigen Zärtlichkeit begleitet waren. Er schwamm in einem Meer von Entzückungen — und kein größeres Glück erbat er sich izt vom Himmel, als die Gnade, ihm ein so reines, und ungetrübtes Vergnügen noch lange geniessen zu lassen. Schon rüstete er sich zur Vollendung der Seligkeit, womit ihn die Liebe zu überschütten schien, als seine Gattin noch diese zärtlichen Worte zu ihm sprach:

„Ach! Asem! nur du hast mich die Liebe kennen lernen. Verabscheut hab' ich die Männer so lange, bis ich dich sahe, und nie hätt' ich um sie meine Freyheit vertauschen können. In deinen Armen aber fühl' ich gleichsam ein neues, und zärtlicheres Herz in meinem Busen schlagen, und lieber wollt' ich deine Sclavin seyn, als wenn man mir ohne dich alle Reiche der Welt schenkte. —

Doch, wie heftig erschrack der gute Asem, als die Stimme seiner Gattin, bey den lezten Worten äusserst schwach wurde — als sie hierauf anfieng, sehr kläglich zu ächzen — und — die heftigsten Schmerzen zu empfinden schien? —

Es wurde ihm angst — er stieg auf — rief seine Bedienten zu Hülfe; mit jeder Minute wuchsen Salneds Schmerzen, Sprache und Besonnenheit raubten sie ihr; — endlich erschien das, wovon ihre Unpäßlichkeit schon der Vorbote gewesen war, nemlich — ein neuer Weltbürger. — Wer kann das Entsezen ihres Bräutigams, das Erstaunen derer schildern, die izt um sie her waren? — Wie angedonnert stand er lange ganz stumm und unbeweglich da, den starren Blick auf das ihm ganz abscheuliche Schauspiel hin geheftet. — Salned fiel aus einer Ohnmacht in die andre; endlich brach Asems Schmerz in folgende Vorwürfe aus:

„Treuloses Weib!

rief er,

„welch

„welch' einen Streich hast du mir gespielt! — und das zwar noch in demselben Augenblick, wo du mir die theuresten Versicherungen deiner Unschuld und Zärtlichkeit gabst! unwerth bist du der Empfindungen, die du mir einzuflößen wußtest. Pfui! über deine Niederträchtigkeit! — ich hasse, ich verabscheue dich, und — dich nie wieder zu sehen, das allein soll nun mein Glück ausmachen. —

Die arme Salned! — sie schwamm in Thränen, und kaum konnte sie vor Mattigkeit und Schluchzen, diese wenigen Worte hervor bringen:

„Mein bester Mann! — denn so werde ich doch ewig dich nennen — deine Vorwürfe sind gerecht, ob ich sie gleich nicht verdiene. Mutter bin ich zwar — zu meinen Entsezen — aber ich weiß nicht, wie und wodurch ichs geworden bin. Könnt' ich dich hintergehen, so würd' ich deinen Haß verdienen. Gott weiß es aber, daß ich unschuldig bin!

bin! — Hältst du mich für strafbar, gut! so räche dich! ich werde auch im Tode nicht murren, und — weder über dich noch über mich selbst werde ich mich beklagen dürfen. —

„Was — Treulose?

antwortete aber Asem,

„du willst dich noch unschuldig stellen? — hoffe nicht darauf, meine Güte zu mißbrauchen! Wer kann sich auch nur die Möglichkeit deiner Rechtfertigung denken? — in deinem Blute könnt' ich zwar meinen Schimpf auswaschen, aber nein! du sollst leben! — vielleicht wirst dann du desto härter gestraft, wenn ich dir meine Rache schenke. Aber aus ist es nun mit und auf immer! nie mag ich dich wieder vor Augen sehen. — Grausames Weib! — warum kamst du zu mir, um mir mein Leben zu vergiften? —

Salned hob ihre Augen gen Himmel, und rief mit grosser Bewegung aus:

„Hast du denn ein Wunder gethan,

Gott, um mich dadurch ins Elend zu stürzen? —

Aber Asem hörte sie nicht weiter an, sondern schickte sie ohne Umstände wieder zu ihren Vater. Nichts glich der Wuth dieses Mannes, als er das Verbrechen seiner Tochter vernahm. Er stieß sie von sich, jagte sie aus dem Hauße, und verbot ihr, jemals wieder vor seinen Augen zu erscheinen.

In der Bestürzung darüber dachte die unglückliche Salned nicht weiter an ihr Kind, das jedoch gleich nach der Geburth wieder starb. Alles, was ihr nur immer zu Bassora noch lieb und theuer war, verließ sie, und floh aus der Stadt. — Eine lange Strecke Wegs verfolgte sie, ohne selbst recht zu wissen, wohin sie gieng, und was sie that: Ohne Plan auf die Zukunft, und ohne Furcht davor, dachte sie an nichts, als an ihr Unglück. Unbekümmert so gar um die gefährlichen Folgen der Schwachheit, worinn sie sich nach ihrer Gebährung noch befand, spannte sie aufs äusserste

ihre Kräfte an, — bis sie endlich vor Mattigkeit ganz darnieder sank.

Die hereinbrechende Nacht nöthigte sie, in einem nahe am Wege liegenden Gebüsche, Schutz zu suchen. Aber die bittre Erinnerung an ihre entsezliche Lage, trieb alle Ruhe aus ihrer Seele, und scheuchte allen Schlaf aus ihren Augen. Sie warf sich von einer Seite auf die andere, und rang schon mit einem Anfall von Verzweiflung, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigte. —

Jzt nun vernahm sie in einer kleinen Entfernung von sich, ein gewisses wehmüthiges Aechzen, und Jammern, das ihre Aufmerksamkeit wieder rege machte. Da sie auf der Welt nichts fürchten zu dürfen glaubte, so faßte sie den Muth, diesen wimmernden Stimme nachzugehen, und bald wurde sie ein mit dem Tode ringendes Frauenzimmer gewahr, das auf der Erde liegend, in seinem Blute schwamm. Sogleich gieng sie zu ihr, und fragte sie nach der Ursache dieser ihrer traurigen Lage.

„Ach!

„Ach! ich bin dem Tode nahe, antwortete Garaldi — so hieß die Unglückliche, —

„und ich sterbe von der Hand des einzigen Mannes, den ich je geliebt habe, und noch liebe. Gerecht war sein grausames Verfahren mit mir, ob ich gleich unschuldig bin. –

Von neuem, durch diese Worte, zur Empfindung ihres eigenen Schmerzes hingerissen, brach Salneo in einen Strom von Thränen aus. Helfen wollte sie gern der Garaldi, aber diese sank in ihren Armen ohnmächtig zusammen, und verlor alle Besonnenheit. Izt nun riß jene ihren Schleyer herab, band ihn um die Wunde der Sterbenden, und war so glücklich, wenigstens den Blutfluß in etwas zu hemmen. Dann stand sie auf, um — vielleicht in der Nähe noch Menschen zu finden, die sie zu Hülfe rufen könnte.

Glücklicher weise wurde sie kaum einige hundert Schritte von sich im Gehölze, den Schein eines Lichts gewahr, nach welchem sie sogleich zulief. Bald

stand sie vor der Hütte eines Santons, *), der tief in seine Betrachtungen versenkt, die Salned nicht einmal gewahr wurde. Sie machte ein Geräusch, um ihn aus seiner Betäubung zu wecken. Aber vergebens. Er blieb, den Rücken nach ihr zugekehrt, sizen, und hörte, und sahe nicht. Endlich rief sie ihm die Worte zu?

„Darf

*) Die Santons sind bey den Muhammedanern eine Art von Heiligen, deren ganzes Verdienst darinnen bestehet, daß sie die Abgänglinge von Speisen bey andern Menschen sammlen, um Hunde, die keine Herren haben, damit zu unterhalten. Manche von ihnen essen Glaß, und lebendige Schlangen, die sie ganz säuberlich mit den Zähnen zerreissen. Oft sieht man sie, mit Schaum vor dem Munde, wie Besessene, Kopf und Leib auf das seltsamste verdrehen. Das Haar lassen sie meistens fliegen; viele aber binden es auf den Kopf in mancherley Knoten zusammen, um wie die Furien auszusehen. Uebrigens hat niemand mehr Ehrfurcht für diese Santons, als das Frauenzimmer. Die meisten von ihnen, wohnen wie unsre Einsiedler, in Hölzern und in Wüsteneyen, und von dieser lezten Sorte war eben der, von welchem hier die Rede ist.

„Darf ich dich stören, heiliger Mann! um dich zum Beystande einer Unglücklichen aufzufordern, welche der schleunigsten Rettung bedarf? —

Und hier — war auf einmal die Saite seiner Leidenschaft getroffen. Er glaubte diese Gelegenheit zu einem Liebesdienste eben durch sein Gebet vom Himmel erflehet zu haben, und schnell war er zu Leistung des verlangten Beystandes bereit.

So bald er nun mit Salned zu dem immer noch in Ohnmacht liegenden Frauenzimmer hinkam, bracht' er sie durch starke Essenzen, womit er zum Glück eben versehen war, wieder zu sich, und untersuchte sodann ihre Wunden. Er fand sie nichts weniger als gefährlich; nur das so häufig abgegangene Blut hatte die Leidende so sehr ermattet. Weil er sich nun ziemlich gut auf die Chirurgie verstand, so verband er sie, und legte ihr eine Art von Wunderbalsam auf, welchen er selbst zum Ge-

brauch in dergleichen Fällen, zu verfertigen wußte. Hierauf macht' er den beyden Frauenzimmern ein Lager von Stroh zurechte, sezte ihnen etwas von Datteln und andere Früchte vor, entschuldigte den Mangel besserer Bequemlichkeit mit seiner Armuth, und begab sich, um ihre Ruhe nicht weiter zu stören, heraus vor seine Hütte, wo sie ihn, im Fall der Noth allemal finden, und herbey rufen konnten.

Ausserordentlich gerührt von der Gefälligkeit dieses ehrlichen Santons, genossen die beyden Frauenzimmer einer sanften Ruhe, und erwachten am Morgen sehr vergnügt über die unerwartete Hülfe, die sie hier in dieser Einöde gefunden hatten. Der Santon kam, und fand die Garaldi so munter, daß alle Hofnung zu ihrer völligen Genesung eintrat.

Natürlich bezeigte er nun auch einige Neugierde, die Geschichte ihrer Unfälle zu wissen, und beyde Frauenzimmer

waren gefällig genug, sie zu befriedigen. Salneo erzehlte die ihrige zuerst, und der Santon bewunderte sie, ohne sich jedoch die Zweifel, die ihm würklich gegen ihre Unschuld noch aufstiegen, merken zu lassen.

„Eben so ausserordentlich ist auch mein Abentheuer; fuhr hierauf Garaldi fort,“ und ich darf um so weniger an der Unschuld meiner neuen Freundin zweifeln, da ich selbst das Unglück habe, ohne Vorwurf eines Verbrechens, eben so strafbar, als sie zu scheinen. Ein vornehmer Mann aus Bassora war der Feind, der mich gestern hier in diesem Gehölz verwundete, ehen der Mann, der mich vor nunmehr zehen Jahren in sein Hauß aufnahm. Meine Eltern waren gestorben, und ich erbte nichts von ihnen, als ihre bitterste Armuth. Sechs Jahr nur war ich alt, und kein Mensch wollte sich meiner annehmen. Karim, so hieß jener vornehme Mann, reisete gerade damals durch meinen Wohnort; er sah mich von ungefehr, wurde von meiner

aufblü-

aufblühenden Schönheit gerührt, und erfuhr meine traurige Lage. Es jammerte ihn, daß ich der Barmherzigkeit des Publikums überlassen, und vielleicht künftig ein Gegenstand des öffentlichen Elends werden sollte. Er nahm mich also mit zu sich nach Bassora, und behandelte mich so, als ob ich seine Tochter wäre. Eben so groß war die Sorgfalt, die er auf meine Erziehung wandte, als das Vergnügen über die Früchte, die er davon einerndtete. Täglich vervollkommten sich meine Schönheit, und meine Geistes Fähigkeiten. Bald empfand Karim so viel Zärtlichkeit für mich, als meine Erkenntlichkeit gegen ihn mit seiner Liebe zunahm. Er nannte mich nur seine Tochter — ich ihn meinen Vater. Kaum aber hatte ich das zehnte Jahr erreichet, so nahm seine Zärtlichkeit eine andere Wendung. Eben so veränderte sich auch der Ton unsrer Unterhaltung. Izt nannt' er mich immer seine liebe Garaldi, und ohne daß er mir's hieß, sagt' ich beständig, mein lieber Karim, zu ihm. Kurz, wir waren

ren in einander verliebt, ohne daß wir es selbst noch recht wusten. Täglich höher stiegen nun seine zärtlichen Empfindungen für mich. Endlich eröfnete er mir seine Absicht, mich zu heyrathen. Zu tief gerührt von der Ehre und dem Vergnügen, das mir dadurch wiederfuhr, als daß ich diesen Vorfall nicht für mein gröstes Glück hätte ansehen sollen, warf ich mich in seine Arme, und vor nunmehr sieben Monaten schlossen wir unsre Verbindung.

„Gleich groß war die Zärtlichkeit, womit wir beyde einander anhiengen. Aber zum Unglück hatt' ich auf einem gewissen andern jungen Herrn vom Stande, der in unsrer Nachbarschaft wohnte, einen eben so grosen Eindruck als auf Karim gemacht. Er hieß Zenodor, und war ein kühner entschlossener Jüngling, der nie einer seiner Leidenschaften Gewalt anzuthun gelernt hatte. Da er keine Möglichkeit vor sich sah, auf dem geraden Wege seinen Endzweck bey mir zu erreichen, so nahm er seine Zuflucht zur List und zur Gewalt.

„Es

„Es gelang ihm, durch Geschenke einige meiner Sclavinnen auf seine Seite zu bringen. Diese führten ihn einst des Nachts, da mein Gemahl eben nicht zu Hause war, in mein Schlafzimmer. Ohne nur das geringste davon zu ahnden, erwacht' ich eher nicht aus meinen sanften Schlummer, bis er seine Kleider und seinen Dolch schon abgelegt hatte, und bey mir im Bette lag. Alles, was nur die glühendste Leidenschaft hervorbringen kann, dieß legte er in seine Worte, um mich zu seinen Absichten zu bewegen. Aber vergebens! nichts konnte mein Schrecken über seine Erscheinung tilgen, und meinen Abscheu von seiner That mildern. Ich befahl ihm, sich zu entfernen; und nun — machte er Miene, Gewalt zu brauchen. Aber in demselben Augenblick sprang ich aus dem Bette, ergriff den Dolch, den ich beym Schein meiner Lampe sogleich gewahr wurde, und drang damit auf ihn ein. Er fieng an, zu schreyen; einige Leute, die er auf diesem Fall schon bey sich hatte, traten herein, und entwafneten mich.

„Izt

„Izt wär ich nun völlig in gefangener Hand. Aber auf einmal schien sich Zenodors heftige Leidenschaft in Großmuth aufgelößt zu haben.

„Sie sehen, Garaldi,

sagte er,

„Ihre Ehre und Ihr Leben — bey„de sind nun in meiner Gewalt. Aber „reinere Empfindungen haben mir „izt Ihr Muth und Ihre Tugend „eingeflößet. Weg, nun mit dem „unseligen Beginnen, wozu mich „nur die Heftigkeit meiner Liebe ver„leitete! Hier zu Ihren Füßen fle„he ich um Ihre Verzeihung. O! „möchten sie auf immer mein Ver„brechen vergessen! Ich bereue es „von ganzer Seele; aber ich bitte, „zum Preiß dieser meiner gereinig„ten Empfindungen, auch um Ihr „ewiges Stillschweigen von meiner „Schandthat! —

Bey der Heiligkeit des Propheten schwor ich ihm dieses Stillschweigen zu. Er verließ mich hierauf so sehr vom Schmerz,

und Reue durchdrungen, daß er nun meine ganze Hochachtung mit sich dahin nahm.

„Gegen Morgen kam mein Gemahl nach Hauße, und legte sich zu mir. Ich schlief an seiner Seite, und träumte zum Unglück von dem Abentheuer, das mir in der vergangenen Nacht wiederfahren war. Im Schlafe glaubte ich noch mit dem jungen Menschen zu thun zu haben, der mich kurz vorher so gewaltsam überfallen hatte. Ich traf die nemlichen Vertheidigungs Anstalten, und im Taumel meiner Phantasie ergriff ich den Dolch meines Gemahls, der so, wie Zenodors Gewehr, neben dem Bette auf einem Stuhle lag, und wollte damit auf den unschuldigen Karim loß.

„Zu allem Glück aber war Karim noch nicht so sehr fest eingeschlafen. Mein Geräusch erweckte ihn daher, eh' ich ihm noch Schaden zufügen konnte.

„Unglückliche!

rief er,

„was hast du vor? willst du so
„meine Liebe, und meine Wohltha-
„ten vergelten? —

und er riß mir den Dolch aus der Hand. Ich erwachte, entsezte mich über mein eignes Beginnen, sagte, daß ich nicht wüste, was ich gethan hätte — daß ein Traum mich irre geführt habe — Aber meine Unschuld hatte nun einmal den Schein des Verbrechens gewonnen.

„Was, Hinterlistige?
rief mein Gemahl,
„mit einem so faden Mährchen willst
„du mich abspeißen? und ich soll
„dir diese Albernheiten glauben? —

„Wie konnt' ich ihn nun aus seinem Irrthum reissen? durft' ich ihm wohl mein Abentheuer von vergangener Nacht erzehlen? und wie vermocht' ich mich wohl anders zu rechtfertigen? — alles dieses sezte mich in die entsezlichste Verwirrung — ich konnte mich nicht weiter verantworten, und so schien ich — des Meuchelmords überführt zu seyn. — Karim brach in die heftigsten Verwünschungen gegen mich aus; aber die quälendsten Seufzer zermalmeten zugleich sein Herz, und preßten Thränen aus seinen

Augen. Ich sank zu seinen Füssen, betheuerte meine Unschuld, und beschwor ihn, mir selbst den Dolch in meine Brust zu stossen, wenn er mir nicht glauben wollte.

„Izt schien er endlich wieder Vertrauen zu mir zu fassen, und sich zu beruhigen. Beym Aufstehen aber hatt' er, wie ich erst in der Folge erfuhr, einen männlichen Gürtel in unserm Zimmer gefunden: welcher dem Senador, der ihn vergessen hatte, gehörte. Dieser fatale Umstand ließ ihm nun über meine Untreue weiter keinen Zweifel übrig, und er beschloß, sich wegen dieses doppelten Verbrechens zu rächen.

„Um mich desto sicherer zu machen, spielte er den Heuchler, duldete meine Liebkosungen, und that sich sogar die Gewalt an, mir durch die seinigen allen weitern Argwohn zu benehmen. Gestern aber brachte er eine kleine Reise zu einem Bekannten auf dem Lande im Vorschlag; wir kehrten des Abends zurück;

und mußten dieses Gehölze passiren. Eh' ich michs nun versah, zog er hier seinen Dolch, zeigte mir den Gürtel, den er in unsrem Zimmer gefunden hatte, und sprach mit donnernder Stimme:

„Sieh hier, Treulose! den Beweiß
„deines Verbrechens! und empfan-
„ge deinen Lohn! —

Mit zitternder Hand stieß er mir den Dolch in die Seite, ließ mich in meinem Blute liegen, und entfernte sich, ohne mich ferner seines Gehörs zu würdigen. Eine gute Stunde hatt' ich schon da gelegen, mit dem Tode ringend, ehe die gute Salned mich fand, und sich meiner erbarmte. — Dank sey ihr für diese Güte! denn ohne sie wär' ich izt schon in einer andern Welt.

Unser Santon war ein guter ehrlicher Schlag von Menschen; sein Mitleid mit dem traurigen Schicksale der beyden jungen Weiber war eben so groß, als seine Verwunderung über das sonderbare ihrer Abentheure. Er vermahnte

te sie also, mit Geduld sich diesen Prüfungen zu unterwerfen, und rieth ihnen, die Sorge für ihre Rechtfertigung, der Vorsehung zu überlassen, die sich ihrer gewiß annehmen würde, so bald sie durch Ergebung in ihr Geschick sich derselben würdig machen würden.

Als nun aber nach einigen Tagen die Wunden der Garaldi in so weit wieder geheilet waren, daß sie keiner weitern Abwartung bedurften, that er den beyden Frauenzimmern diese Erklärung:

„So lange Sie Hülfe nöthig hatten, meine Schönen, hab' ich mich gern dazu bereit finden lassen, ohne die Gefahr Ihrer Reize zu fürchten: denn die Menschenliebe verpflichtete mich dazu. Aber welche Verwegenheit wär' es nunmehr von mir, wenn ich mich dieser Gefahr noch länger bloß stellen wollte! Ich habe mich der Welt entzogen, um ihren Versuchungen auszuweichen, und mich desto ungestörter dem Dienst des Himmels zu weihen. Ueberlassen Sie mich nun wieder meiner Einsamkeit! dadurch

allein

allein werden Sie mir den Liebesdienst vergelten, den ich Ihnen erwiesen habe. Hier sind hundert Zechinen! ich habe sie für Hülfsbedürftige gesammlet; aber ich glaube, keinen bessern Gebrauch davon machen zu können, als wenn ich sie zu Ihrer ferneren Unterstüzung anwende. Theilen Sie solche unter sich, und bleiben Sie der Tugend, als dem besten Troste im Leiden getreu! ich werde mich immer freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohl gehet, und ich werde Sie täglich in mein Gebet mit einschliessen. —

Durchaus wollten zwar die beyden Weiber dieses großmüthige Geschenk nicht annehmen; aber da half kein Widerstreben. Sie musten sich endlich dazu bequemen. Mit inniger Rührung trennten sie sich endlich von ihrem edelmüthigen Wirth, und warmen Dank für seine Wohlthaten erhob ihre Herzen gegen ihn.

Den ersten, den besten Weg, der sie noch weiter von Bassora entfernte, schlugen sie ein; aber wohin? und wozu?

zu? darüber konnten sie sich erst unter Weges mit niemanden berathschlagen. Salned brachte im Vorschlag: sie wollten in der ersten Stadt, die sie erreichen könnten, Mannskleider anlegen, und die ihrigen dagegen verkaufen: denn unter dieser Masqve, meinte sie, würden sie die unangenehmen Vorfälle vermeiden, welchen ihre Schönheit sie in der weiblichen Kleidung unfehlbar aussezen müsse. Garaldi billigte den Vorschlag, und so bald sie in die erste Stadt kamen, führten sie ihn aus.

Da sich nun gerade hier ein Seehafen befand, so beschlossen die beyden neuen Mannspersonen, sich auf einem Kauffarthey-Schiffe, das eben unter Seegel gehen wollte, mit einzuschiffen. Um aber auch dazu einen gehörigen Vorwand zu haben, kauften sie sich einige Waaren ein, gaben sich für reisende Kaufleute aus, und traten dann mit getrostem Muthe die Reise an. Im Anfange gieng alles gut; man schmeichelte sich mit der allerglücklichsten Fahrt.

Aber plözlich änderte sich die Scene: denn das Schiff wurde von einem Seeräuber überfallen, und — bey der Unmöglichkeit des Widerstandes, von ihm aufgebracht. Alles, was Leben hatte, gerieth in Gefangenschaft, und folglich — nach der dortigen barbarischen national Sitte, in die Sclaverey.

Am meisten freute sich der Korsar über die Erbeutung unsrer beyden jungen Kaufleute, auf welche er, wegen ihres schönen Ansehens einen großen Preiß sezte. Nachdem er nun die übrigen Sclaven an unterschiedenen Orten verkauft hatte, so begab er sich mit jenen beyden, die ihm allein noch übrig waren, nach Bassora: denn an diesem reichen Orte glaubte er, sie um einen weit höhern Preiß, als man ihm anderwärts geboten hatte, am Mann zu bringen.

Nun traf sichs gerade, daß Zenodor, welchen unser Leser aus dieser Geschichte schon kennen, einige Sclaven nöthig hatte. Indem er nun eben deswe-

gen ausgieng, und sich darnach umsah, stieß er auf unsern Korsaren, der seine Menschenwaare am gewöhnlichen Orte feil hielt; auffallend war ihm sogleich die Aehnlichkeit, die er zwischen dem einen der beyden Sclaven, und seiner ehemals geliebten Garaldi fand, und — er stand keinen Augenblick an, die Summe für ihn zu zahlen, welche der Korsar verlangte. Aber Coldin — denn diesen Namen hatte Garaldi angenommen — ersuchte den Zenodor, ihn nicht von seinem Kammeraden zu trennen, sondern auch diesen mit zu kaufen. Noch grösser war nun sein Erstaunen, als er auch so gar die Stimme der Garaldi in diesem Sclaven wieder fand. Karim hatte, um die Ermordung seiner Gattin vor der Welt, und der rächenden Gerechtigkeit zu verheimlichen, ausgesprengt, Garaldi habe ihn freywillig verlassen, und sey in alle Welt gegangen. Zenodor aber hatte alle Ursache, dieses Vorgeben zu bezweifeln, und würklich stieg izt der Gedanke in ihm auf, ob Karim nicht vielmehr seine Gattin verstoßen,

und

und sie genöthiget haben möchte, unter der Masque eines Sclaven, vor den Ausbrüchen seiner Eifersucht, Schutz zu suchen.

„Woher sonst diese auffallende Aehn-
„lichkeit? —

dachte er dann,

„Ach! wenn sie es selbst wäre, die meine unbesonnene Liebe so unglücklich machte! — wie glücklich wär' ich dann, ihr izt das Unrecht einigermaasen vergüten zu können, das ich ihr angethan habe! — Wohlan! sey es Haraldi, oder sey sie es nicht! — gewährt sey doch diesem treuen Gemälde von ihr, seine Bitte!

Die Sclaven wurden nun alle beyde gekauft, und vergnügt über seinen Fund nahm sie Zenodor mit nach Hauße. Eben so gütig und gelinde war nun auch die Behandlung, die er ihnen wiederfahren ließ, als die beyden Sclaven ihre Dienste, mit größter Treue und Aufmerksamkeit bey ihm verrichteten.

Oft wurde nun Giraldi von ihrem Herrn nach seinem Geschäften in die Stadt umher geschickt. Es konnte nicht fehlen, sie mußte nicht selten auch auf ihren Gemahl stoßen, und dann — blieb immer ihr Blick fest, und unverwandt auf ihn geheftet. Um so auffallender aber man dem Karim die Aufmerksamkeit dieses Sclaven auf ihn, je mehr ihm dessen Aehnlichkeit mit seiner ermordeten Gattin rührte:

„Entweder dieser Sclave,

dachte er,

„ist mein Weib selbst, oder ein feindseliger Geist hat ihre Gestalt angenommen, um mich als ihren Mörder, mit ihrer Erscheinung zu verfolgen. Wohlan! ich muß genauer hinter die Sache kommen. —

Er erkundigte sich nach dem Herrn des jungen Menschen, erfuhr, daß es Zenodor war, und gieng dann hin zu diesem Manne, um ihn auszuforschen, und vielleicht einiges Licht über seine Muthmaasung zu bekommen. Dieser

gestand

gestand ihm nun aufrichtig, wo er den Sclaven her habe, versicherte ihn aber auch zugleich, daß alle seine Mühe, etwas von dem Stande und Geschlecht desselben heraus zu bringen, vergebens gewesen sey.

Karim aber konnte sich dabey noch nicht beruhigen.

„Lieber Zenodor!

sagte er,

„ich dächte, ich wollte mein Leben verwetten, dieser Sclave wäre niemand anders, als meine Garaldi. Ich bekenne dir es offenherzig, aus Eifersucht auf dich selbst trachtete ich ihr nach dem Leben. Einige Meilen weit von dieser Stadt in einem Gehölze, bracht ich ihr einen gefährlichen Stich bey; aber sie lebte doch noch, als ich sie dort in ihrem Blute liegen ließ. Nichts hab' ich seitdem davon gehöret, daß man etwa ihren Körper gefunden hätte. Könnte sie nicht dennoch — wer weiß, durch welchen Zufall — wieder geheilet worden seyn? — Kurz, ich habe keine Ruhe, bis ich diese verworrene Sache her-

ausbringe. Weißt du was? thue mir den Gefallen, und nimm deinen Sclaven nochmals darüber vor! ich will mich hier in deinem Zimmer verbergen, und so eure Unterredung selbst mit anhören.—

Mit Vergnügen war Zenodor dazu bereit, er rief den Coldin herbey, und Karim versteckte sich in ein Nebenzimmer, worinn er alles, was vorgieng, mit anhören konnte.

„Mein lieber Coldin!

sagte nun Zenodor zu ihm,

„ich muß dich über eine Sache befragen, die mir ganz ungemein am Herzen liegt. Sey offenherzig gegen deinen Herrn! ich habe dich mehr wie meinem Freund, als wie einen Sclaven behandelt! beweise mir also durch Aufrichtigkeit deine Erkenntlichkeit dafür! — ich liebte einst ein Frauenzimmer, welchem du so vollkommen gleich siehest, daß ich gar nicht anders glauben kann, als du seyst selbst dieses Frauenzimmer. —

„Mein

„Mein Herr!
antwortete Coldin,

„Seyn Sie versichert, daß ich nicht undankbar an Ihnen handeln werde. Aber so aufrichtig ich auch gegen Sie seyn möchte, so darf ich doch die Sorge für meine eigene Ruhe dabey nicht hintansezen; ich muß mir also vor allen Dingen erst eine Gefälligkeit von Ihnen ausbitten. Sagen Sie mir, durch welchen Zufall haben sie dieses Frauenzimmer verloren, welchem ich so ähnlich sehen soll?

Izt machte nun Xenodor seinen Sclaven eine sehr getreue, und aufrichtige Erzehlung von allem, was zwischen ihm, und der Garaldi vorgefallen war. Am Ende gab er seine Reue über diese seine strafwürdige That auf das rührendste zu erkennen, und schloß mit der Versicherung, daß, wenn er es ja im Stande wäre, er der Garaldi alles, ihr hierdurch zugezogene Unrecht mit Vergnügen vergüten wolle.

„Lieben

„Lieben Sie denn aber dieses Weib noch?

fragte Coldin, und Xenodor antwortete:

„Wenn lieben so viel heißt, als für ihre Tugend die lebhafteste, und tiefste Ehrfurcht hegen; ja, so liebe ich sie noch. Ach! Coldin! ich habe, seit diesem unglücklichen Vorfalle, nicht aufgehöret, mein Verbrechen zu beweinen, und die traurigen Folgen zu beklagen, die es für die unschuldige Garaldi gehabt hat. Bist du nun wirklich dieses bejammernswürdige Weib, so sag' mir es aufrichtig? vielleicht kann ich auf irgend eine Art, das wieder vergüten, was dir meine Unbesonnenheit geschadet hat, — vielleicht kann ich dich wieder glücklich machen! —

Hier stürzte Coldin zu seinen Füssen, und rief mit einem Strome von Thränen aus:

„Ja, Xenodor! ich bin's — ich bin diese unglückliche Garaldi. — Aber ach! was hilft mir dieß Geständniß, da ich nun einmal die Liebe meines Gemahls verlohren habe? —

„Ver-

„Verzweifeln Sie nicht, liebe Garaldi! wenn er Sie unschuldig fände — vielleicht würd' er Ihnen dann auch verzeihen. Nur darauf würde es ankommen, ob sie ihn noch liebten, und ob auch Sie ihm die Ungerechtigkeit, die er an Ihnen begangen hat, vergeben könnten? —

„Ach, Zenodor! wie könnt' ich wohl aufgehöret haben, ihn zu lieben? noch immer schlägt mein Herz mit unaussprechlicher Wärme für ihn. Und was könnt' ich ihm dann wohl zu vergeben haben? war nicht der Schein wider mich? hat er mich nicht für strafbar halten müssen? — Ach! wenn nur noch ein Funke von Liebe zu mir in seinem Herzen glimmt, so dächt' ich ihn wohl von meiner Unschuld zu überzeugen. —

„Ich bin überzeugt,

rief Karim hier, der aus dem Nebenzimmer heraus zu Garaldis Füssen stürzte,

„mein bestes Weib! ich erkenne dich für unschuldig. Dank sey es dem Gott des großen Propheten, daß er dich aus

den

den Klauen des Todes errettete, und dich wieder in meine Arme führte. Komm her, Geliebte! an meinen Busen! Alles vergangene wollen wir einander vergeben, und eine glückliche Liebe soll unser Leben künftig in **Mahomeds** Paradieß verwandeln!

In Thränen schwimmend sank die gerührte **Garaldi** in seine Arme; auch **Zenodor** konnte die seinige nicht zurück halten.

„Der Himmel segne euch,
sagte er

„ich freue mich unendlich, daß er mich zum Werkzeuge ausersah, euch so glücklich wieder zu vereinigen. Nehmt nun auch mich, als den dritten in eure Freundschaft auf, und vergesset das Unglück, das meine unbesonnene Liebe über euch verhängte! —

Karim umarmte ihn mit den Worten:

„Du warst es zwar, der mich um mein liebes Weib brachte, aber du hast mir es nun auch wieder gegeben. Ich erkenne deine Edelmuth; sey forthin mein Freund! hüte dich aber, deinen Leiden-

schaf-

schaften wieder den Zügel schiessen zu lassen! es möchte der Fall nicht noch einmal vorkommen, durch Reue zu vergüten, was durch Uebereilung verdorben war. —

Hierauf nahm Karim seine Garaldi wieder mit nach Hauße, wo sie ihm dann auch erzehlte, durch welchen glücklichen Zufall sie dem schon über sie schwebenden Tode entgangen war. Beyde fiengen nun ihre glückliche Wiedervereinigung mit so inniger Eintracht und Liebe an, als sie im Genuß dieser Glückseligkeit auch in der Folge ihre Tage vollendeten.

Am meisten freute sich über Garaldis Glück, ihre bisherige Unglücksgefährtin, Salned, welche sich den männlichen Namen Juniman beygelegt hatte. Alles Anscheins vom Gegentheil ungeachtet, sah' sie solches doch für eine gute Vorbedeutung ihres eigenen Glücks an. Zwar fuhr sie in ihrem Dienste beym Zenodor immer noch mit der vo-

rigen Genauigkeit, und Zuneigung fort. Aber die Sonderbarkeit ihres Schicksals kam ihr doch immer so wenig aus den Gedanken, daß sich ihre Seele unaufhörlich damit beschäftigte. Nun begab sich's eines Tages, daß sie von ihrem Herrn an einem gewissen öffentlichen Ort in der Stadt geschickt wurde, wo eben einige von Aesculaps Söhnen, bey Kaffee und Toback versammlet waren. Als sie nun diese gelehrten Herren über verschiedene medizinische Gegenstände sprechen hörte, so bat sie um Erlaubniß, ihnen eine wichtige Frage vorlegen zu dürfen. Man gestand sie dem Sclaven zu, und nun fragte er: ob es wohl möglich sey, daß ein Frauenzimmer, ohne vorherige Beywohnung eines Mannes, ein Kind gebähren könne? —

Ueberlaut fieng die ganze ernsthafte Gesellschaft der Aerzte an, die Frage zu belachen; Zuniman aber bath, solche einer besseren Aufmerksamkeit zu würdigen: denn sie habe eine Schwester, welcher dieser Zufall würklich begegnet sey,

und

und die Erhaltung ihres Lebens hange von der Erklärung desselben ab. —

Nun schlugen die meisten dieser hochweisen Herren ein noch stärkeres Gelächter auf. Endlich aber sagte der eine von ihnen:

„Laßt uns doch den Fall ein wenig ernstlicher betrachten, meine Herren! vielleicht ist es nicht ganz unmöglich, daß so etwas sich zutragen könnte.

Und nun zogen auch diejenigen andere Saiten auf, deren Zwergfell vorhero die heftigste Erschütterung erlitten hatte. Man fieng an, erstlich darüber zu sprechen, zergliederte den vorliegenden Fall nach allen medizinischen Gründen, und bald behaupteten einige, daß die Sache allerdings möglich sey. — Oft genügt sich der menschliche Geist nicht bloß daran, die Ursachen von dem aufzufinden, was würklich vorhanden ist; nicht selten verleitet ihn seine Unwissenheit auch zu jener Ausschweifung, wo man den Grund einer Sache sehen will,

welche doch würklich nicht da ist, und nicht da seyn kann.

In kurzen verbreitete sich nun der Ruf von diesem sonderbaren Dispüt unsrer Aerzte durch die ganze Stadt. Alle Menschen sprachen davon, und jeder ergriff eine Parthey, entweder für, oder wider die Sache. Die Männer hielten sie größtentheils für eine Unmöglichkeit, und spotteten zum Theil darüber; desto mehr aber interessirten sich die Weiber dafür, welchen eine dergleichen Meinung auch allerdings manche Vortheile zu versprechen schien.

Inzwischen, und während daß diese Pläsanterie zum Modegespräch der Stadt geworden war, ergriff ein gewisses Frauenzimmer zu Bassora, mit Namen Mandrice, diese Gelgenheit, den Spaß noch weiter zu verfolgen. Sie war eine Liebhaberin der freyen Lebensart, und hatte viel Erfahrung in den Galanterien, die zum guten Ton der Stadt gehörten. Als sie nun einst ein Paar Freundinnen bey sich bewirthete, die mit ihr ziemlich

lich eines Gelichters waren, legte sie ihnen die nemliche Frage vor, womit Salneo die gelehrten Köpfe der Aerzte so verwirrt gemacht hatte. Die beyden Damen lachten, und schäkerten darüber; aber Mandrice nahm die Sache ernsthafter,

„und doch kenne ich ein junges Frauenzimmer,

sagte sie,

„das Stein, und Bein drauf schwöret, sie befände sich in diesem, so unmöglich scheinendem Falle.

„Mach' uns nicht zu lachen, Frauchen:

versezten jene,

„Du willst uns zum besten haben!

„Geduld!

erwiederte diese,

„ich will euch die Sache erklären, aber ihr müßt deswegen nicht übler von mir denken, als ihr bisher gedacht habt, und — reinen Mund halten.

„Sey kein Närrchen!

sagten jene,

„und halt' uns nicht für Stadtklatschen! wir können auch Geheimnisse verschweigen.

„Nun! gut!
antwortete Mandrice,

„so horchet denn auf! Die Sache geht ganz natürlich zu. Ich kann's nicht läugnen, daß ich vor diesem manchmal eine kleine Galanterie mitmachte. Aber ich denke, wir werden uns wohl alle darinnen nichts vorzuwerfen haben. Wenigstens mag die, welche steht, zusehen, daß sie nicht selbst falle, ehe sie sich deswegen über andre aufhält! nun — kurz — ich lieferte der Welt einen neuen Bürger, eh' ich geheyrathet hatte. Das Ding machte, wie natürlich, einiges Aufsehen. Mein Bruder, und seine Tochter erfuhren es denn freylich auch, und ich mußte wahrnehmen, daß sie deswegen ziemlich schlecht von mir dachten, und — mich so gar verabscheuten. Ich beschloß mich zu rächen; aber lange konnt' ich keine schickliche Gelegenheit dazu finden. Endlich gewann ich durch eine angenommene Enthaltsamkeit von

Liebes-

Liebeshändeln, wofür ich mich aber im geheim schon zu entschädigen wuste, die Freundschaft, und das Vertrauen meines Bruders wieder. Er erlaubte seiner Tochter bisweilen, zu mir zu kommen, und bald brachte ich es dahin, daß er sie einmal über Nacht bey mir ließ. So bald mir dieß gelungen war, schrieb ich meinem Liebhaber, mich zu einer gewissen Stunde des Nachts auf meinem Zimmer zu besuchen; — ich hätte zwar eine Freundin bey mir, welche zugleich mit in meinem Bette schliefe, aber dennoch wäre meine Ungeduld, ihm Beweise von meiner Liebe zu geben, zu groß, als daß ich mich davon könnte abhalten lassen; und wenn schon dieser Umstand das Vergnügen unsrer Umarmungen nicht wenig verringern dürfte, so wollt' ichs doch lieber unvollkommen geniessen, als es noch länger verschieben; — er möchte daher nur ganz stillschweigend, und ohne ein Wort zu reden sich zu mir ins Bette legen; ich würde die Thür des Zimmers offen lassen, und die Lichter auslöschen; meine

Freundin aber würde ich, da ich ein ziemlich breites Bett hätte, weit von mir an die Wand legen lassen. —

Ich speißte sodann mit meiner Muhme des Abends, und bracht' ihr dabey eine so starke Portion Opium bey, daß sie gar bald an meiner Seite einschlief. Ich gab ihr den Plaz im Bette ein, wo mein Liebhaber mich vermuthen mußte, legte mich selbst aber neben sie an die Wand, und that, als ob ich in einem Todtenschlafe läge. Zur bestimmten Stunde kam auch glücklich mein Liebhaber angestiegen. Er befolgte genau meine Anweisung. Bald hatt' er meine Muhme, statt meiner im Armen, und die Frucht dieses Irrthums — war ihre Schwangerschaft. Nach ausgeführtem Geschäft entfernte sich mein Liebhaber wieder, und kaum konnt' ich mich des Lachens enthalten, als des Morgens drauf mir meine Muhme erzehlte, daß sie vergangene Nacht eine so unnennbare Entzückung gehabt habe, als ob sie sich in Mahomeds Paradieß befunden hätte; es wär' ihr gewesen, als ob ihr

ihr ganzes Wesen erschüttert und in Vergnügen aufgelößt worden wäre, ob sie gleich nicht wisse, was ihr in diesem holdseligen Traume eigentlich wiederfahren sey. —

„Inzwischen freute ich mich nicht wenig darüber, meine Absicht so gut erreichet, und mich so angenehm an der kleinen Spröden für ihre vormalige Verächtlichkeit gegen mich gerochen zu haben: denn ich sezte sie so nach in den nemlichen Zustand, welchen sie an mir so tadelnswürdig fand.

„Izt kehrte sie nun wieder zu ihrem Vater zurück, welcher sie fünf Monate darauf verheyrathete. Da sie von schlanker Gestalt war, so wurde sie ihre Schwangerschaft gar nicht einmal gewahr; aber das Unglück wollte, daß der kleine Knabe drey Monate zu bald Luft suchte. Kurz, gerade in der Brautnacht kam sie damit nieder, ohne daß sie nur im mindesten wußte, wie sie zu diesem Geschenk gekommen war. Zwar starb das Kind, als unvollendet, den Augenblick darauf; aber die gute Muhme hatte dennoch das

Unglück, von ihrem Vater und von ihrem neuen Ehemanne deswegen verstossen, und in alle Welt gejagt zu werden.

Die andern beyden lustigen Schwestern lachten zwar nicht wenig über dieses seltsame Abentheuer; sie konnten aber doch auch nicht umhin, die etwas zu weit getriebene Leichtfertigkeit der Madam Mandrice ein wenig zu mißbilligen. Und würklich erwarteten sie kaum den folgenden Tag, daß nicht jede von ihnen das Geheimniß etlichen zwanzig von ihren Freundinnen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte. Diese neuen Besizerinnen desselben waren nicht verschwiegener, als jene; kurz, in wenig Tagen kam die Sache in ganz Bassora herum, und Juniman selbst war einer von denen, die sie zuerst mit erfuhren.

Es ist begreiflich, daß die Geschichte bey ihm keine geringe Sensation erregte. Er fand sich selbst darinnen getroffen, und er gieng der Quelle nach, um ihren Ursprung zu erforschen. Bald entdeckte

deckte er dann, daß die Urheberin seines Unglücks seine eigene Tante, und ihr Liebhaber niemand anders war, als Asem, derselbe junge Kaufmann, welcher ihn als Saned geheyrathet, und hernach wieder verstossen hatte.

Ohne Verzug gieng nun unser weiblicher Sclave zum Kadi, und bath um eine geheime Audienz. So bald er diese erhalten hatte, erzehlte er dem Richter seine Begebenheit, und die Geschichte von Mantricens Verrätherey. Der Kadi versprach ihm Gerechtigkeit, und bestellte ihn den andern Tag um eine gewisse Stunde wieder. Zu eben der Zeit ließ er nun auch den Mann der Salned, ihren Vater, die Mandrice, und ihre beyden geschwätzigen Freundinnen vorladen.

Salned wurde, als die andern ankamen, verborgen gehalten, und nun zog der Kadi die Sache in Verhör. Mandrice wurde zuerst darüber befragt, und sie war leichtfertig genug, sich Anfangs

fangs aufs Leugnen legen zu wollen. Aber ihre beyden Freundinnen überführten sie bald so gut, daß sie nicht weiter ausweichen konnte.

„Je nun!

fieng sie endlich an,

„das Uebel ist doch eben so groß nicht: denn der Mann, der ihr schlafend den Gürtel lößte, ist ja niemand anders, als ihr nachheriger Ehemann.

„Wie, Ungeheuer?

rief hier der bestürzte Asem aus,

„Auf die Weise hast du mich also um mein Weib gebracht? — gerechter Kadi! bestrafen Sie diese Elende, wie sie es verdient! Ihrer Bosheit Schuld ist es, daß ich meine unschuldige Gattin verstieß, und ihr Vater sie aus dem Hauße jagte. Ach! sie floh in alle Welt, und — wer weiß, ob die Unglückliche nicht schon ein Raub des Todes geworden ist? —

Dieselbe Gerechtigkeit verlangte auch der Vater gegen seine untreue Schwester. Aber in dem Augenblick erschien

Janiman, und stürzte zu den Füssen des Kadi,

„Herr!

rief sie mit rührender Bewegung aus,

„Versöhnt sey Ihr Richteramt durch Salneds Glück! und Gnade mögen meiner Tante, dieß mein Flehen, und meine Thränen erwerben! — Ist ihr Herz noch nicht gebessert, so wird das Anschaun meines Glückes, Strafe genug für sie seyn. —

Welch' entzückende Ueberraschung für Salneds Vater, und Asem ihren Gemahl! — Ganz hingerissen davon schlossen sie die theure Wiedergefundene, in ihre Arme, und konnten nicht fertig werden, sie mit Liebkosungen über ihre Unschuld zu überhäufen. Desto bestürzter aber stand die beschämte Mandrice da; doch, auf Salneds wiederholtes Bitten begnadigte sie der Kadi, und nun bath sie ihren Freunden, das ihnen angethane Unrecht mit Thränen ab. Asem ermangelte nicht, seine geliebte Salned sofort wieder zu sich zu nehmen, und nie

wurde

wurde die eheliche Glückseligkeit wieder unterbrochen, welche seit dieser Zeit ihren Sitz in Asems Hauße aufschlug.

Auch der ehrliche Santon wurde von Salned und Garaldi nicht vergessen. Seinem Gebet schrieben sie diese günstige Wendung ihrer Schicksale zu, und — zu seiner Belohnung sandten sie ihm sehr ansehnliche Geschenke. Doch dieser uneigennüzige Mann schickt sie ihnen wieder zurück, und ließ ihnen sagen: er sey belohnt genug von der Ueberzeugung, sie wieder glücklich zu wissen; ihm wäre nichts weiter übrig, als dem Himmel für die Treue, und Beschützung der Unschuld zu danken, die er bey ihrer Geschichte bewiesen habe.

Th.

Innhalt.

Innhalt.

I. Geschichte der Renata Corbeau, nach einem französischen Original. Seite 1.

II. Autor und Diener aus Liebe, ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach Lerou, . . 37

III. Mädchenfreundschaft, Eine Erzehlung, . . 111

IV. Dialogen zwischen Alexander und Diogenes. . . 177

V. Salned Garaldi, eine morgenländische Erzehlung. . 221

Errata:

Seite 5. Zeile 23. ließ, statt wenig — weniger.

— 8. Z. 11. — — und — um.

— 32. Z. 4. — — hatten — hätten.

— 34. Z. 14. — — schöne — schöner.

— 188. Z. 6. — — Seelleiden — Seelenleiden.

— 206. Z. 10. — — nun — nur.

— 213. Z. 3. — — ihm — ihn.

— 213. Z. 19. — — ihm — ihn.

— 215. Z. 15. — — gerührt — gerieth.

— 216. Z. 6. — — antwortet — antwortete.

— 228. Z. 17. — — und — uns.

— 230 Z. 19. — — diesen — dieser.

— 241. Z. 7. — — gewonnen — genommen.

— 245. Z. 20. — — warmen — warmer.

— 250. Z. 8. — — man — war.

— 256. Z. 10. — — seinige — seinigen.

Fren

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pägnia Ein Buch zur Unterhaltung

Bd.: 2.

Leipzig (1789)

P.o.germ. 1040 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116001-4
VD18 90392485